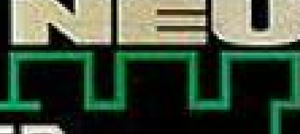
1,70 DM / Band 449
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Schreckgespenst

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Das Schreckgespenst

John Sinclair Nr. 449

von Jason Dark

erschienen am 10.02.1987

Titelbild von Paul Lehr

Sinclair Crew

Das Schreckgespenst

Gerade noch hatte Marylin Mansfield auf der Bühne gestanden und gelacht. Sekunden später war sie bereits dem Horrorwesen ausgeliefert, das gnadenlos mit seiner Krallenpranke zuschlug.

Marylin schrie nicht einmal. Der Schock war zu groß. Plötzlich öffnete sich der Vorhang wie das gewaltige Maul eines Ungeheuers. Die Frau verschwand darin. Geräusche erklangen. Ein Knacken, als würde Eis brechen. Dann ein dumpfes, erstickt klingendes Gurgeln, aber diese Laute gingen im allgemeinen Partylärm unter…

»Nimmst du Soße, Mayonnaise oder einfach nur Öl zum Salat?« erkundigte sich Bill Conolly bei seiner Frau.

Sheila schaute ihn an. »Nichts dergleichen.«

»Ach.«

»So ist es.«

»Willst du überhaupt nichts essen?«

»Doch, aber das suche ich mir selbst aus. Ich möchte die Salate mal weglassen…«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich denke, das sind Schlankmacher.«

»Aber das Filet auch.« Sheila lächelte. »Hauchdünn geschnitten. Carpaccio nennt man so etwas. Dazu eine leichte Sauce, es schmeckt fantastisch.«

»Hast du das schon mal gegessen?«

»Sicher.«

»Ohne mich.«

»Genau.«

Der Reporter nickte und griff zu seinem Bierglas. Er trank an diesem heißen Sommerabend Bier. Das andere Zeug überließ er den vornehmen Gästen des Presse-Clubs, der sein Sommerfest gab und dabei im Untergeschoß die altehrwürdigen Räume regelrecht entweiht hatte, denn Feiern fanden dort nicht statt.

Man hatte auch noch den Park mit einbezogen. Unter den alten Ulmen standen die weißen Bänke oder Stühle. Runde und viereckige Tische glänzten ebenfalls weiß lackiert im Licht der Laternen, die extra installiert worden waren.

Ein Party-Service hatte die Bedienung gestellt.

Das große Büfett stand auf der Terrasse. Drei Köche bedienten dort. Sie trugen ihre hohen Mützen und hatten für jeden Gast ein Freundliches Lächeln übrig.

Ein Koch stand am Grill, wo es die Steaks und die Hammelstücke gab, auf die Bill verzichtet hatte, weil sie ihm zu fett waren. Er hatte sich einen herrlichen Platz unter den Zweigen einer Ulme ausgesucht, nuckelte an seinem Bier und schaute dem Treiben zu.

Jetzt sah er seiner Frau nach, die über den Rasen schritt und sich in ein sommerliches Kleid aus strahlendem Weiß gehüllt hatte.

Gegen die Kühle hing noch ein blauer Leinen-Blazer über der Banklehne, direkt neben Bill, der ebenfalls ein Jackett aus Leinen trug.

Es stellte die Schultern ziemlich weit aus, war kurz geschnitten, und das blaue Streifenhemd darunter stand am Hals offen.

Sheila und ihr Mann waren der alljährlichen Einladung des Presse-Clubs gefolgt. Einmal im Juli feierten die Mitglieder ein großes Sommerfest. Was in London pressemäßig Rang und Namen hatte, war vertreten, und auch so manche Politiker ließen sich blicken. Zum Glück war das Gelände groß genug, so daß sich mehrere hundert

Gäste dort verteilen und auch im angrenzenden Park zu ungestörten Gesprächen und mehr verschwinden konnten.

Natürlich kannte man Sheila. Auf dem Weg zum Büfett wurde sie mehrmals angesprochen, sagte hier ein Wort, gab einige unverbindliche Sätze von sich, lachte mal und schlenderte ansonsten weiter.

Wer Champagner trinken wollte, konnte dies tun. Auch Wein wurde ausgeschenkt. Leicht grünlich schimmernder Chablis, sehr kalt serviert. Er schmeckte vorzüglich. Bill trank ihn zu einer kleinen Fischplatte.

Musik gab es nicht. Man hatte sich darauf geeinigt, auf eine Band oder Kapelle zu verzichten, denn viele Gäste waren gekommen, um sich zu unterhalten.

Als Bill das Glas wegstellte, fiel von der Seite her ein Schatten auf ihn. »Darf ich mich setzen, Bill?«

»Ah, Sir Wilfried, natürlich.«

Sir Wilfried Cavendish war Chef des Presse-Clubs, selbst Verleger und einer der Großen in der Branche. Ein Gentleman von 68 Jahren, aber noch immer voll auf der Höhe und überall dabei.

Man bezeichnete ihn als Energiebündel oder als den lebenden Buchstaben. Sehr groß, sehr hager, eisgrau das Haar, ebenso der Oberlippenbart, bot er das Bild eines perfekten Gentleman.

Sir Wilfried kannte Gott und die Welt. Zu den Gästen seiner Einladungen zu gehören, bedeutete schon etwas. Die Conollys waren immer dabei, auch im kleineren Kreis.

»Na, Bill, wie gefällt es Ihnen?«

»Hervorragend.«

»Sagen Sie das nur so?«

Der Reporter lachte. »Nein, um Himmels willen. Mir gefällt es tatsächlich gut. Wissen Sie, Sir Wilfried, ich brauche nicht zu tanzen, habe mich in die Nähe des Bierfasses gesetzt und werde hier in aller Ruhe genießen. Ein lauer Sommerabend, ein gutes Essen, nette Leute, was will man noch mehr?«

Sir Wilfried lachte. »Zuviel des Guten, mein Lieber. Viel zuviel. Sie tragen doch sonst nicht so dick auf.«

Bill schaute gegen das dunkle Filigran der Ulmenäste. »Ich trage nicht dick auf, mir gefällt es tatsächlich so gut.«

»Und Sheila?«

»Sie findet es ebenfalls toll. Momentan hat es ihr das Büfett angetan.«

»Ja, es ist gut.«

Bill trank sein Glas leer. »Ausgezeichnet, würde ich sagen. Besonders freue ich mich über das Bier.«

»Und Sie haben nichts gegessen?«

»Doch. Der Fisch war hervorragend.«

Sir Wilfried lachte und zupfte seinen gepunkteten Gurgelpropeller zurecht. »Es freut mich sehr, wenn meine Gäste zufrieden sind. Was macht das Geschäft? Läuft es?« Sir Wilfried lachte. »Eigentlich brauche ich Sie das nicht zu fragen. Ihre Frau hat ja das Kunststück geschafft, Sie im Hause zu lassen.«

»Darüber bin ich auch froh.«

Sir Wilfried hob die Schultern. »Wie lange arbeiten Sie schon freiberuflich?«

»Einige Jahre sind es. Ich habe nicht genau nachgezählt.«

»Ja, die Zeit vergeht. Ich will Ihnen ein Kompliment machen, Bill. Ihre Berichte faszinieren mich heute mehr als früher. Sie sind direkter geworden und interessanter.«

Bill lächelte. »Klar, ich kann mir die Themen eben selbst aussuchen.«

»Und was ist mit den Geistern?« Sir Wilfried zwinkerte Bill zu.

»Immer noch auf Jagd?«

»Nicht direkt, aber manchmal rutsche ich eben mit hinein. Dann wird es spannend.«

»Und gefährlich.«

»Das gehört eben zum Job.«

Sir Wilfried lachte. »Wissen Sie eigentlich, daß auch dieses Haus einen Geist hat?«

»Nein.«

»Ja, er heißt Anchor.«

»Und?«

»Wir nennen ihn auch das Schreckgespenst.«

»Sieht der Geist so fürchterlich aus?«

Sir Wilfried hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Eigentlich überhaupt nicht, weil ich den Geist noch nie in meinem Leben gesehen habe.«

»Wer hat ihn dann beschrieben?«

»Beschrieben nicht direkt. Das Personal hat ihn mal gesehen. Die Putzfrauen, zum Beispiel. Das Schreckgespenst hat sie erschreckt. Es ist übrigens eine Geschichte, um die man sich kümmern sollte, Bill. Das Schreckgespenst gehört zu den alten Londoner Killer-Geistern.«

»Dann tötet es auch.«

»Ja.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie müßten mal die Chronik dieses Hauses lesen, dann wüßten Sie auch Bescheid. Jedenfalls sind wir stolz auf unser Schreckgespenst.«

»Hat es denn in letzter Zeit getötet?«

»Nicht daß ich wüßte. Aber eine Kollegin von mir hat sich des Falls angenommen. Sie arbeitet in meinem Verlag und will darüber eine Geschichte schreiben. Sie sehen, Bill, Sie bekommen Konkurrenz.«

»Ja, das merke ich schon. Wie heißt denn die Lady?«

»Marilyn Mansfield.«
»Kenne ich nicht.«
»Sie stammt aus den Staaten. Ihr Vater besitzt dort drei Zeitungen. Ich lernte ihn mal in Bebver kennen. Damals fragte er mich auch, ob seine Tochter bei uns volontieren oder hospitieren könne. Sie wollte sich die ersten Sporen in diesem Geschäft verdienen.«
»Ist sie auch hier?«
»Natürlich. Ich habe sie unter Flo Dennings Fittiche gestellt.«
Bill verzog das Gesicht. »Ausgerechnet Florence Denning. Mußte das sein?«
»Was haben Sie gegen Flo?«
»Sie geht mir auf den Wecker.«
Sir Wilfried lachte. »Das ist gut, das ist wirklich gut. Ein Reporter geht dem anderen auf den Wecker. So etwas habe ich auch noch nicht gehört.« Er schlug Bill freundschaftlich auf die Schulter und erhob sich. »Wir sehen uns noch.«
»Ja, und ich bin froh, daß mich Florence noch nicht entdeckt hat.«
»Die kommt bestimmt noch. Schließlich hat der Abend erst angefangen. Schauen Sie mal, Ihre Frau. Die ist ja umlagert.«
Bill blickte nach rechts. Sheila stand mit einer Gruppe von Männern und Frauen zusammen. Man amüsierte sich köstlich.
Auch Bill blieb nicht länger sitzen. Von seinem Platz aus konnte er das Bierfaß sehen. Es hatte seinen Platz auf einem viereckigen Gartentisch gefunden. Ein in einem Baum installierter Scheinwerfer warf seinen breiten Lichtarm gegen das Faß und ließ den Zapfhahn golden glänzen. Da auch frische gespülte Krüge auf dem Tisch ihren Platz gefunden hatten, nahm Bill sich einen und ließ das köstliche Naß hineinschäumen.
Es war tschechisches Pils, das aus dem Faß besonders gut schmeckte. Der Tag war verdammt schwül gewesen. Es hatte nach einem Gewitter ausgesehen, zum Glück war die dunkle Wetterwand vorbeigezogen. Nur in der Ferne hatte es gegrummelt.
Der Reporter war ein routinierter Zapfer geworden. Er schaffte es auch, das Glas so zu füllen, daß nichts überschäumte, drehte sich um und wollte mit seinem frischen Pils wieder an seinen Platz zurückgehen, als er eine Stimme hörte und erstarrte.
»Erwischt, Bill Conolly, du alter Schluckspecht!«
»Nein!« sagte Bill.
»Doch!« widersprach die Frau.
»Bist du es tatsächlich, Flo?«
»In Lebensgröße sogar.«
Der Reporter drehte sich um. Er lachte nicht, aber Florence Denning strahlte über ihr Sommersprossengesicht. Sie hatte die schon überschritten, sah aber zehn Jahre jünger aus. Vielleicht wegen ihrer

zierlichen Gestalt. Das blonde Haar war sehr kurz geschnitten. Die Augen blitzten, ihr Mundwerk stand nur selten still, Flo war so etwas wie ein Energie-Bündel. Immer auf dem Sprung, Neuigkeiten zu erfahren. Wenn sie einmal jemand aufs Korn genommen hatte, ließ sie ihn so leicht nicht aus den Augen. Davon konnte Bill ein Lied singen, er hatte Florence schon als Volontärin erlebt.

»Wie hast du mich gefunden?«

»Ich brauchte nur nachzuschauen, wo das Bier steht.«

»Schäm dich.« Bill ging zur Bank zurück, und Flo blieb an seiner Seite. Sie setzte sich auch neben ihn.

»Sheila habe ich ebenfalls schon begrüßt.«

»Toll. Und was hat sie gesagt?«

»Ich soll ein wenig mit dir plaudern, damit du dich nicht langweilst. Nett von ihr, nicht?«

Bill trank einen großen Schluck, wischte Schaum von den Lippen und meinte: »Wir lassen uns ja scheiden.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und was ist der Grund?«

Bill hob die Schultern. »Meine Frau treibt sich in den letzten Wochen des Nachts immer in Pubs und Kneipen herum.«

Flo schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Aber doch nicht Sheila. Welchen Grund soll sie denn haben?«

Bills Gesicht blieb todernst, als er antwortete: »Sie sucht mich.«

»Ahhhh!« Flo funkelte ihn an und ballte die Hände. »Ich blöde Kuh falle noch auf dich rein.«

»So ist das eben. Man sammelt seine Erfahrungen. Wie ist es denn mit dir? Bist du noch immer unbemannt?«

»Sicher.«

»Du findest auch keinen, wie? Ich habe gehört, daß du nicht einmal im Schlaf den Mund halten kannst. Das hält auch kein Mann aus.«

»Alles Verleumdungen. Ich mache nur meinen Job, das ist alles.«

»Ja, Sir Wilfried sprach darüber.«

»Und?«

»Du willst mir Konkurrenz machen, hörte ich?«

Flo lachte. »Meinst du wegen der Gespenster-Geschichte?«

»Richtig.«

»Da mache ich nicht nur dir Konkurrenz, auch deinem Freund, diesem John Sinclair. Ich werde ein Gespenst jagen und es auch finden, darauf kannst du dich verlassen.«

»Viel Glück.« Bill widmete sich wieder seinem Bier.

»Mehr sagst du nicht dazu?« Flo war enttäuscht.

»Nein, weshalb denn?«

»Bist du nicht scharf darauf, selbst das Gespenst zu jagen? Es ist

gefährlich.«
»Ja, ja, aber im Sommer entwickle ich nur mäßige Energien. Ich halte mich da lieber an den Gerstensaft. Wenn du das Gespenst gefunden hast, kannst du mir ja Bescheid geben.«
»Da dachte ich, endlich mal wieder mit dir zusammenarbeiten zu können, aber was ist? Nichts, gar nichts.«
»Du hast doch jemand.«
»Meinst du Marilyn Mansfield?«
»Genau die.«
Flo winkte ab. »Sie fängt erst an. Marylin ist blutjung. Die muß noch lernen.«
»Da bist du genau die richtige Person, Flo. Glaube es mir. Ich wünsche dir alles. Gute.«
»Soll das ein Abschied sein?«
»Nein.«
»Das hörte sich aber so an.«
Bill hob die Schultern und beugte sich vor. »Kann ich auch nichts zu.« Er hatte den Krug mit beiden Händen umfaßt und schaute in den Garten, wo die zahlreichen Gäste sich zu Gruppen und Grüppchen zusammengestellt oder gesetzt hatten und der Alkohol jetzt, wo das Essen vorüber war, stärker floß.
»Ich bin ja auch nicht ohne Grund zu dir gekommen, Bill.«
Der Reporter lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Wenn du auftauchst, willst du immer etwas haben.«
»Aber keine Infos.«
»Seit wann lügst du mir ins Gesicht?«
»Ich lüge nicht, Bill. Ich brauche tatsächlich keine Informationen von dir.«
»Was denn?«
»Du sollst mir helfen.«
»Das ist das gleiche.«
»Nein, Bill.« Sie schüttelte heftig den Kopf. Ihre kurzen Haarspitzen bewegten sich dabei zitternd. »Es geht um eine ganz andere Sache. Ich möchte, daß du mir bei der Suche nach Marylin hilfst.«
Bill trank einen Schluck und hätte sich fast verschluckt. Er gab ein glucksendes Geräusch von sich und drehte den Kopf. »Was soll ich? Dir bei der Suche nach deiner Volontärin helfen?« Er tippte gegen seine Stirn. »Bist du denn des Wahnsinns fette Beute, Mädchen? Ich laufe doch hier nicht einem jungen Mädchen nach…«
»Aber das ist doch kein Nachlaufen. Du sollst mir nur helfen, sie zu suchen.«
»Weißt du eigentlich, wie viele Männer hier nicht in Damenbegleitung sind? Darunter befinden sich einige attraktive Burschen. Sie wird sich jemand geholt haben und mit ihm im Gebüsch

oder zwischen den Bäumen des Parks verschwunden sin.«
»Hör auf. Erzähl doch nicht so was!«
»Das ist die natürlichste Sache der Welt.«
»Aber nicht bei Marylin«, sagte ich, »die nimmt ihren Job ernst.«
»Das ist doch hier ein Vergnügen.«
»Bill, willst du nicht verstehen? Ich habe Marylin gesucht, aber sie ist weg.«
»Und den Grund hast du von mir gehört.«
Florence Denning widersprach heftig. »Das ist kein Grund für mich, verdammt noch mal. Da müssen andere Dinge vorliegen.«
»Und welche?«
Sie rutschte näher an Bill heran. »Es ist ja so. Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll, aber Marylin hat ja zusammen mit mir das Schreckgespenst gesucht. Und sie scheint, im Gegensatz zu mir, einen Erfolg gehabt zu haben.«
»Das hat sie dir gesagt?«
»Nicht direkt. Sie war wie im Fieber und glaubte, daß sie es noch in dieser Nacht finden könnte.«
»Hier?« fragte Bill und lachte dabei. »Aber das glaubst du doch selbst nicht, Mädchen.«
»Wo sonst?«
Der Reporter winkte ab. »Das sind doch Hirngespinste.«
Flo Denning zwang Bill, sie anzuschauen. »Nein, es sind keine Hirngespinste. Glaube mir das…«
»Ich hole mir noch ein Bier.« Bill stand auf und ging zwei Schritte, bevor er zurückschaute.
Flo saß jetzt allein auf der Bank. Sie wirkte so klein, ängstlich und verschüchtert. Das kannte Bill nicht von ihr. Trotz ihrer geringen Größe hatte sie mehr Courage als die meisten ihrer Berufskollegen.
Der Reporter schwankte. Sollte sie tatsächlich recht haben. »Was ist denn, Mädchen?«
»Ach nichts.« Flos Stimme klang so, als wäre sie dem Weinen nahe. »Es war ein Versuch. Tut mir leid, Bill. Ich wollte dir den Abend nicht verderben.« Sie erhob sich von der Bank, aber Bill war sofort bei ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter. »Du bleibst jetzt erst einmal sitzen. Ich besorge dir einen Whisky oder Cognac, der treibt dir dann den Druck aus dem Magen.«
»Das brauche ich nicht.«
»Doch. Wir beide trinken dann einen Schluck. Danach sehen und suchen wir weiter.«
Es gab mehrere Tische, auf denen die Flaschen mit den edleren Getränken standen. Sie waren im Dreieck aufgebaut. Zwischen ihnen flitzte ein Kellner hin und her. Er machte seine Witze, lachte und schenkte gleichzeitig ein.

Auch Bill bekam das Gewünschte.

Mit den Gläsern in der Hand kehrte er zu Flo zurück. Der Rasen war kurz geschnitten und sehr weich. Eben typisch englisch. Man gab sich viel Mühe.

Flo hielt ihm beide Hände entgegen, als der Reporter vor ihr stehenblieb. Er sah, daß seine Kollegin zitterte.

»Was hast du?«

»Angst um sie, Bill.«

»Wir werden sie finden.« Bill prostete ihr zu. Dann tranken sie gemeinsam.

»Vielleicht hat sie tatsächlich eine Spur von diesem Schreckgespenst gefunden. Möglicherweise ist es ihr auch begegnet. Wenn das stimmt, lebt sie nicht mehr.«

»Wieso das?«

»Weil das Schreckgespenst tötet.«

»Das weißt du genau?«

»Ja, so steht es in den alten Chroniken, die ich durchgeblättert habe. Es ist ein echtes Londoner Gespenst, das auch schon im Tower gesehen wurde. Dann auf Jahrmärkten, in alten Herrenhäusern, in…«

Sie verstummte von einem Moment zum anderen. Denn nicht nur sie und Bill hatten den gellenden, markerschütternden Schrei vernommen, der durch den parkähnlichen Garten hallte und in den Menschen das blanke Entsetzen hochtrieb…

***

»Marylin! Das muß Marylin gewesen sein!« Flo stand so heftig auf, daß ihr Whiskyglas umkippte. Die goldbraune Flüssigkeit verteilte sich auf der Sitzfläche der Bank.

Flo rannte los. Sie reagierte dabei wie die anderen Gäste, die ebenfalls den Schrei gehört hatten. Sie kamen von allen Seiten, dennoch gehörten Bill und Florence zu den ersten, die die schreiende Person erreichten.

Es war nicht Marylin. Eine andere hatte gerufen. Sie stand jetzt neben einem mit Obst gefüllten Tisch, stützte sich mit den Handflächen ab und keuchte. Aus dem offenen Mund floß Speichel. Die Augen waren verquollen und traten fast aus den Höhlen.

Es war schon eine ältere Frau. Ihre blonden Haare schimmerten im Licht der Strahler bläulich. »Ich kann es nicht fassen, ich…«

»Was ist denn passiert?« Bill faßte zu und schüttelte sie durch.

»Im Haus… im Haus …«

»Wo da?«

»Vorhang.«

Bill fuhr herum und wäre fast mit Sir Wilfried zusammengestoßen, der dicht hinter ihm stand und ihn aus verständnislos blickenden

Augen anstarrte.
»Können Sie…?«
»Nein, Sir, ich kann nicht. Kommen Sie mit.«
Zu dritt liefen sie in das Musikzimmer des Presse-Clubs, wo auch das Büfett aufgebaut war.
Flo hielt mit den Männern Schritt. Sie sprach mit sich selbst, aber einige Male fiel der Name Marylin.
Der Vorhang teilte den schon hallenartigen Raum in zwei Hälften.
Es war nicht zu erkennen, wo sich der Spalt befand, aber Sir Wilfried schaltete das Licht ein, und unter der Decke flammten zwei Strahler auf, die breite Lichtbalken in den Raum schickten und ihn erhellten.
Als Flo Denning an Bill vorbeilaufen wollte, hielt der sie plötzlich fest, denn er hatte auf dem etwas helleren Parkettboden eine dunkle Lache entdeckt.
An einer Seite schloß sie haargenau mit dem Saum des Vorhangs ab. Er stoppte abrupt, ging in die Knie, tunkte eine Fingerspitze vorsichtig in die Lache und sah seinen Verdacht bestätigt.
Das war Blut.
Bei genauerem Hinsehen entdeckte er auch noch einige Spritzer auf dem Vorhang.
»Die Frau muß die Blutlache gesehen haben«, sagte Sir Wilfried mit belegt klingender Stimme. »Deshalb auch ihre panische Reaktion. Aber woher stammt sie?«
»Das ist die Frage.« Bill hatte sich wieder erhoben und auch kurz den Kopf gedreht.
Fast alle Gäste hielten sich im Musikzimmer auf, jedoch in einem gebührenden Abstand. Man brach nicht in Panik aus, man hatte sich eben unter Kontrolle.
»Ich frage mich nur, ob jemand so schreien muß, wenn er eine Blutlache entdeckt?« murmelte Bill und sah Sir Wilfried an, der mit zwei Fingern über seinen Oberlippenbart fuhr.
»Sie meinen, da steckt noch mehr hinter?«
Bill nickte. »Und das im wahrsten Sinne des Wortes.« Er deutete auf den Vorhang. Dabei entdeckte er auch Sheila, die bei den anderen in der vordersten Reihe stand und Bill fragende Blicke zuwarf.
Flo stieß ihn an. »Das kann auch unter dem Vorhang weggeflossen sein, Bill.«
»Sicher.«
Der Reporter tastete die einzelnen Falten ab, suchte und hatte schon beim ersten Versuch Glück. Seine Hände fanden die Falten, die sich auseinanderziehen ließen, so daß schließlich eine Lücke klaffte.
Man hatte den Raum bewußt in zwei Hälften geteilt, wobei die kleinere hinter dem Vorhang verborgen lag. Dort stapelten sich Tische und Stühle. Sogar einen Schwenkgrill entdeckte Bill.

Mit einem Ruck vergrößerte er den Spalt. Unter der Decke brannten Strahler. Sie waren in das dunklere und matt schimmernde Holz integriert worden. Ihre Lichtlanzen fielen senkrecht nach unten.

Sie beleuchteten eine grauenhafte Szene.

Vor den Füßen des Reporters lag, inmitten einer Lache aus Blut, das, was von einem Menschen übriggeblieben war.

»Mein Gott, das ist Marylin!« ächzte Flo und kippte gegen den Reporter…

***

Als ich eintraf, wischte ich mir rasch den Schlaf aus den Augen, denn ich hatte mich an diesem Abend früh hingelegt. Ausgelaugt von einem langen Tag, der heiß und schwül gewesen war. Suko und ich waren aus Liverpool zurückgekehrt, ich hatte mit Sir James einen Bericht zusammengeschustert und war anschließend nach Hause gefahren, denn Schlaf ist das beste Entspannungsmittel.

Bis zu Bills Anruf.

Wir standen noch auf dem Rasen, zusammen mit den anderen Gästen, deren Stimmen kaum zu hören waren. Ihnen steckte der Schock in den Knochen. Sie redeten nur leise miteinander, wenn überhaupt. Manch einer schaute sich ängstlich um und wollte mit seinen Blicken die Dunkelheit zwischen den weiter zurückstehenden Bäumen durchleuchten, als würde dort ein grenzenloses Unheil lauern.

Auch waren viele Arme und Schultern von einer Gänsehaut überzogen, und das Gesicht meines Freundes Bill Conolly war ebenfalls blaß. Sheila war nicht bei ihm. Sie stand mit einer zierlichen jungen Frau zusammen und sprach auf sie ein.

Sir Wilfried Cavendish kam uns entgegen. Er blieb stehen und reichte mir die Hand.

Wir kannten uns.

»Ich bin froh, daß Sie so schnell gekommen sind, Mr. Sinclair. Wissen Sie…« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie grausam das für mich alles ist. Furchtbar und schrecklich. So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Ja, das kann ich mir denken.«

Er schloß für einen Moment die Augen. »Sie haben von Bill sicherlich gehört, wen oder was wir verdächtigen?«

»Nein, Sir.«

»Das Schreckgespenst.«

Bill hatte mir zwar erklärt, wie die Leiche aussah, aber von einem Schreckgespenst hatte er nichts erwähnt. »Was meinen Sie, Sir? Ein Schreckgespenst?«

»So nennen wir diesen Geist, der hier spuken soll und auch leider mordet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Davon habe ich bisher nichts gehört.«
Sir Wilfried wunderte sich. »Das ist ungewöhnlich. Anchor ist ziemlich bekannt.«
»Heißt das Schreckgespenst so?«
»Wir haben ihm den Namen gegeben.« Der Verleger hob die Schultern. »Sie wissen ja, wie das ist, Mr. Sinclair. Zeitungen haben in jedem Jahr ein Sommerloch. Dann wird wieder das Ungeheuer von Loch Ness herausgekramt, um die Seiten zu füllen, aber das ist mir zu dumm. Ich wollte in der nächsten Woche damit beginnen, einen Fortsetzungsbericht über das Schreckgespenst zu schreiben. Die Londoner, die nicht in Urlaub gefahren sind, sollten eine Gänsehaut bekommen. Daß sich diese Legende auf grausamste Art und Weise bewahrheiten sollte, damit hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet.«
»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Sir Wilfried, halten Sie das Schreckgespenst für den Mörder der jungen Frau.«
»So ist es.«
»Sie glauben demnach an die Existenz dieses Monstrums?«
»Nach diesem Mord bestimmt. Ich bin ein erfahrener Zeitungsmann. Mir ist nichts fremd. Ich habe Menschen erlebt, die Bestien waren, aber so etwas ist mir noch nie untergekommen. Da finde ich einfach keine Worte mehr. Das ist schlimm.«
Bill Conolly gab einen Kommentar ab. »Wir müssen auch damit rechnen, daß sich der Mörder noch in der unmittelbaren Umgebung aufhält und wir uns ebenfalls unter Kontrolle befinden.«
»Sagen Sie das nicht zu laut«, flüsterte der Verleger. »Sonst entsteht hier noch eine Panik.«
»Jeder Mord hat ein Motiv. Können Sie sich eines bei Ihrer Mitarbeiterin vorstellen, Sir Wilfried?«
Er antwortete mir sofort. »Sicher. Marylin Mansfield hat gegen das Schreckgespenst recherchiert.«
»Dann wäre Florence Denning auch in Gefahr«, fügte Bill hinzu.
»Sie stand Marylin zur Seite.«
Ich widersprach nicht, aber ich wollte die Tote endlich sehen. Gemeinsam gingen wir zum Tatort, wo der Vorhang ein Stück zur Seite gezogen war, so daß unser Blick auf die Tote fiel.
Ich spürte das Ziehen im Magen und merkte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Bill hatte mich schon vorbereitet, dennoch traf mich der Anblick hart.
Ich schaute auch nicht lange hin, drehte mich um und holte eine Zigarette aus der Schachtel, während sich in meinem Rücken die Lücke im Vorhang wieder schloß.
Bill gab mir Feuer. »Und?«
»Das war kein Mensch«, erwiderte ich.

»Meine ich auch.«
»Werden Sie sich dann um den Fall kümmern, Mr. Sinclair?«
Ich nickte dabei. »Und ob ich mich darum kümmern werde. Wenn es das Schreckgespenst tatsächlich gibt, finde ich es.«
Sir Wilfried nickte. »Ich bin auch der Meinung, daß der Fall bei Ihnen in den besten Händen liegt. Wann fangen Sie an?«
»Jetzt.«
Er schaute mich erstaunt an. »Wieso das?«
»Sir, der Mörder muß irgendwo hergekommen sein. Er hat sich bestimmt im Haus versteckt gehalten. Möglicherweise kann ich dieses Versteck finden.«
»Da haben Sie aber viel zu durchsuchen. Das Haus ist verdammt groß.«
»Wir haben Zeit.«
Bill hatte den Satz gesagt. Als ich ihn anblickte, verzog er den Mund zu einem Grinsen. »Du glaubst doch nicht, daß ich mich abhängen lasse. Nein, mein Junge, das auf keinen Fall. Ich bleibe am Ball und werde den Fall mit dir gemeinsam lösen.«
Davon konnte ich meinen Freund nicht abhalten. Vielleicht wurde mir Bill auch zu einer echten Hilfe, wie schon so oft.
»Kennst du dich in diesem Haus gut aus?«
»Es geht.«
»Ich könnte Sie auch führen«, bot sich Sir Wilfried an.
»Das ist sehr entgegenkommend von Ihnen, Sir, aber Sie müßten sich um die Gäste kümmern und auch das Eintreffen meiner Kollegen abwarten. Man soll den Tatort untersuchen und die Überreste wegschaffen.«
»Ich sehe ein, Mr. Sinclair, daß Sie recht haben.«
Bevor wir gingen, kam Sheila noch zu uns. Sie brachte die junge Frau, mit der sie die Zeit über geredet hatte, gleich mit. Ich erfuhr, daß sie ebenfalls Journalistin war und Florence Denning hieß. Sie und Marylin hatten im Fall des Schreckgespenstes recherchiert.
Flo hatte sich noch nicht gefangen. Ihre Augen waren vom Weinen geschwollen und gerötet. Einige Male schneuzte sie ihre Nase, erst dann konnte ich Fragen stellen.
»Sei aber behutsam«, sagte Sheila.
»Natürlich.«
»Ich möchte von Ihnen wissen, Miß Denning, was es mit diesem Schreckgespenst auf sich hat. Sie wollten einen Bericht über den Fall schreiben und müssen sich zwangsläufig damit beschäftigt haben.«
»Das stimmt auch. Nur bin ich nicht großartig vorangekommen. Wir haben in der Vergangenheit herumgewühlt und festgestellt, daß vor einigen Jahrhunderten in diesem Haus, als es noch nicht diese Größe besessen hatte, ein Mann namens Anchor wohnte.«

»So heißt auch das Schreckgespenst.«

»Sicher. Deshalb gehe ich davon aus, daß Anchor und diese Bestie ein- und dieselbe Person sind.«

Ich fragte: »Was war Anchor für ein Mensch?«

»So genau kann ich Ihnen das nicht sagen, Mr. Sinclair. Es ist nicht viel über ihn geschrieben worden. Angeblich stammte er aus einem fremden Land.«

»Außereuropäisch?«

»Das ist möglich.«

»Und was tat er hier in London?«

»Ob er gearbeitet hat oder nicht, ist mir auch nicht bekannt. Möglicherweise beschäftigte er sich mit dem Teufelskult und anderen Dingen. Man sagte ihm auch nach, daß er Kontakt zu anderen, ungewöhnlichen Menschen gehabt haben soll. Zu… zu … außereuropäischen, verstehen Sie? Zu Henkern oder Folterknechten der Inquisition. Da läuft eben vieles durcheinander.«

»Bisher ist das Schreckgespenst aber noch nicht in Erscheinung getreten – oder?«

»Nein, auf keinen Fall. Das ist der erste Mord gewesen.«

»Hinter jeder Tat steckt ein Motiv. Welches Motiv könnte Anchor gehabt haben, hier einfach zu töten?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Wenn ich das wüßte.«

»Gibt es ein Grab?«

»Darüber habe ich nichts gelesen.«

»Sie wissen auch nicht aus Ihren Büchern, wie der Mann umgekommen ist?«

»Nein, darüber stand nichts. Er wurde einfach nicht mehr erwähnt, das war alles.«

Bill räusperte sich. »Es ist mehr als dürftig, John. Da werden wir einige Arbeit haben.«

Ich gab mich noch nicht zufrieden. »Sie stehen wahrscheinlich erst am Beginn Ihrer Recherchen, Miß Denning?«

»So ist es.«

»Was hatten Sie heute abend genau vor?«

»Wir wollten doch nur die Party besuchen. Das Sommerfest ist eine Institution. Marylin benahm sich allerdings ein wenig seltsam. Sie sprach davon, daß sie eine Chance haben würde, mit dem Schreckgespenst in Kontakt treten zu können. Ich lachte sie aus, aber sie behauptete steif und fest, eine Spur gefunden zu haben.«

»Können Sie das näher erläutern?«

Sie zog die Nase hoch. »Das ist schwer. Jedenfalls gab sie sich ziemlich verschlossen. Auf mein Drängen hin kam sie auf einen Psychiater zu sprechen.«

»Wieso das?«

»Wenn ich das wüßte, Mr. Sinclair, ginge es mir besser. Sie müssen wissen, daß Marylin am Anfang stand. Sie war ungemein ehrgeizig, wollte Erfolge erringen, und ich erkannte mich in ihr praktisch wieder. Auch mir ist es so ergangen, als ich begann. Ich wollte alles allein machen und habe mich durchbeißen müssen.«

Ich nickte. Mehr würden wir wohl vorerst aus der Reporterin nicht an Informationen herausbekommen. Der Schock mußte erst verflogen sein.

»Sie müssen jetzt realistisch sein«, sagte ich zu ihr. »Man hat Ihre junge Kollegin umgebracht. Anscheinend wollte der geheimnisvolle Gegner nicht, daß man ihm auf die Spur kommt. Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Es hätte Sie ebenso erwischen können wie Marylin. Möglicherweise haben Sie Ihr Leben nur einem Zufall zu verdanken.«

»Dann glauben Sie, daß ich mich noch in Gefahr befinde?«

»Damit rechne ich.«

»Was soll ich tun?«

»Wir können Sie in Schutzhaft nehmen.«

Flo schaute mich an. »In Schutzhaft? Nein, Mr. Sinclair. Da bin ich nicht der Typ zu. Nicht in Schutzhaft. Ich kann nicht in einer Zelle sitzen und warten, immer nur warten. Nein, ich muß mich bewegen können, und ich will auch sehen, wie der Mörder gefangen wird. Können Sie das verstehen, Sir?«

»Sehr gut.«

»Dann sollten wir uns mal um das Haus kümmern«, sagte Bill Conolly vor. »Vielleicht finden wir eine Spur. Der Killer kann sich schließlich nicht in Luft aufgelöst haben.«

»Wenn es ein Gespenst ist, bin ich mir da nicht mehr so sicher«, erwiderte ich…

***

Man hatte das Haus praktisch in zwei Hälften geteilt, denn nicht alle Räume sollten von den Gästen benutzt werden. Es hätte ein zu großes Durcheinander werden können.

Als wir die große Eingangshalle erreichten, sahen wir auch die Treppe. Sie sollte ebenfalls nicht benutzt werden, vor der untersten Stufe hing eine Kordel. Mehr eine symbolische Sperre, man konnte das Band bequem übersteigen.

Bill hatte das Licht eingeschaltet. Dem großen Hause angemessen, funkelte es aus einem unter der Decke angebrachten Kronleuchter und warf glitzernde Lichtflecken auf den blanken Steinboden. Wer hier empfangen wurde, konnte in schweren dunklen Ledersesseln seinen Platz finden, die sich um Tische mit einer hellen Platte aus gelblich schimmerndem Marmor gruppierten.

Spuren des Mörders entdeckten wir nicht, obwohl wir den Boden

sehr genau nach Blutflecken absuchten.

»Hierher scheint er sich nicht verzogen zu haben«, sagte Bill und wartete meine Antwort ab.

»Klar, laß uns oben weitersuchen.«

In der ersten Etage befanden sich ebenfalls Clubräume. In einem standen mehrere Fernsprecher. In einem weiteren Zimmer sahen wir eine große Video-Wand. In rund zwanzig Kinostühlen konnten die Zuschauer ihren Platz finden.

Aber die Treppe führte noch höher. Bill war auf dem breiten Absatz stehengeblieben. »Sollen wir uns trennen?«

»Wo willst du hin?«

Mit dem Daumen wies er gegen die Decke. »Da hoch.«

Ich hatte nichts dagegen. »Okay, machen wir es so. Ich nehme mir zuerst diese Etage vor.«

»Hier oben sind nur die normalen Räume.«

»Und was befindet sich eine Etage höher?«

»Die Schlafzimmer. Oft genug müssen Kollegen hier übernachten. Besonders bei Tagungen und Messen, wenn die Hotels gefüllt sind. Wir haben hier die ideale Bedingungen geschaffen.«

»Das merke ich auch allmählich.«

»Bis später dann.« Bill drehte sich um, schritt die Treppe weiter hoch.

Das Haus war in der Tat sehr groß. Aus diesem Grunde bot es auch für einen Mörder zahlreiche Versteckmöglichkeiten, falls er sich noch zwischen den Mauern aufhielt.

Ich hatte bisher nur Blicke in die Zimmer auf der rechten Seite geworfen, jetzt nahm ich mir die andere Reihe vor und öffnete die erste Tür.

Ein behaglich eingerichteter Wohnraum mit einem großen Fenster, das zum Garten hin lag.

Ich trat an die Scheibe und schaute hindurch.

Im Garten sah ich Partygäste. Noch immer diskutierten sie über den Fall. Die meisten Leute tranken harte Sachen, um den Druck in ihren Mägen zu vertreiben.

Als ich das Licht einschaltete und die Helligkeit auch durch das Fenster fiel, wurden die Gäste im Park aufmerksam. Einige schauten hoch. Ich trat rasch zurück, verließ den Raum und durchsuchte die anderen. Die Bäder fand ich auch. Im Gang selbst hingen Bilder von bekannten Verleger-Persönlichkeiten und auch Journalisten, die sich einen Namen gemacht hatten. Viele Fotografien waren, obwohl sie sich unter schützendem Glas befanden, schon vergilbt.

Das letzte Zimmer besaß die kleinste Tür. Als ich sie öffnen wollte, spürte ich hinter ihr einen Widerstand.

Sofort war ich wachsam!

Lauerte dort jemand? Ich verstärkte den Druck, der Widerstand

schwand, dann prallte etwas zu Boden, das sich anhörte, als hätte jemand hart geklopft.

Es war nur ein Besen, der durch das Öffnen der Tür gekippt und zu Boden geprallt war.

Der Raum war klein – und dunkel, denn als ich den Lichtschalter suchte, fand ich ihn weder rechts noch links von der Tür, gab es vielleicht kein Licht?

Doch, an der Decke hing eine Lampe. Sie war nur mehr eine Kugel und schimmerte matt, als der aus dem Gang durch die Tür fallende Streifen Helligkeit darüber hinwegglitt.

Sämtliche Räume waren bisher mit normal großen Fenstern ausgestattet gewesen, nur dieses Zimmer nicht. Es besaß einen schmalen Fensterausschnitt in der Wand und lag ziemlich am Ende der Garten-Breitseite. Der Raum diente als Abstellkammer. Die Putzfrauen hatten ihre Besen, Staubsauger, Eimer und Waschpulvertonnen abgestellt. Es roch auch nach Desinfektionsmitteln und Kernseife.

Einen Schrank sah ich auch, wollte mich schon wieder umdrehen, als ich das Kichern hörte.

Jemand war da!

Über meinen Rücken rann ein kalter Schauer, meine Hand kroch zur Waffe, ich bewegte mich einen kleinen Schritt seitlich auf den Schrank zu, dessen Tür plötzlich aufgestoßen wurde.

Aus der düsteren Öffnung flog mir der Kicherer entgegen mit einem gewaltigen Fleischermesser in der rechten Hand…

***

Bill Conolly war sauer. Er hatte gedacht, daß sie eine Spur des unheimlichen Killers finden würden, doch dieser Wunsch war leider nur ein Traum geblieben, und so hatten sie zunächst einmal das Nachsehen.

Da Bill schon einige Male dem Presse-Club einen Besuch abgestattet hatte, kannte er sich aus. Er war nicht umsonst ein Stockwerk höher gestiegen, denn darüber befand sich noch ein alter Dachboden mit einem noch aus der ersten Bauzeit stammenden Holzgebälk, das bisher die Stürme der Zeit überstanden hatte.

Er hatte seinem Freund John bewußt nichts davon gesagt. Bill fühlte sich irgendwie schuldig, er hatte John geholt und ihm nur die Tote, aber nicht die Lösung präsentieren können.

Das wollte er nachholen.

Die erste Treppe hatte er rasch hinter sich gelassen. Hier oben war der Flur schmaler. Er erinnerte mehr an den Gang in einem Standardhotel. Die einzelnen Zimmertüren waren mit Nummern versehen. Bill stieß jede Tür auf und überzeugte sich davon, daß sich in den Schlafräumen niemand versteckt hielt.

Das hatte er auch nicht erwartet. Als er die letzte Tür wieder zugeschlagen hatte, blieb er am Ende des Ganges stehen und schaute gegen die Decke, wo sich das mit einem Griff versehene Holzviereck deutlich abzeichnete.

Dieser Weg führte auf den Speicher. Bill mußte das Viereck nur nach unten ziehen.

Daß er schwitzte, lag nicht allein an der warmen, stickigen Luft hier oben. Seine innere Erregung trug ebenfalls einen Teil der Schuld daran, denn alte Speicher enthalten sehr oft gewisse Geheimnisse, die es zu ergründen galt.

Bill ging in die Knie und federte in die Höhe. Er streckte gleichzeitig seinen Arm aus, so daß er den Griff zu fassen bekam, hängte sich mit seinem Gewicht daran und löste die Kappe aus ihrem Halt. Die Dachbodentreppe sauste herunter und rastete ein.

Der Reporter schaute sich noch einmal um, bevor er sich an den Aufstieg machte.

In seinem Nacken blieb der Schauer, daran konnte er nichts ändern. Nahe der Luke zitterten Spinnweben, die wie seidige, dünne Fingerchen durch sein Gesicht strichen.

Ehe er auf den Speicher kletterte, schaute er sich vorsichtig um, sah aber nicht viel, weil kein Licht brannte und durch die schrägen Fenster eine graue Düsternis sickerte, so daß er gerade noch die Umrisse erkennen konnte.

Bill hatte nur von der Existenz des Speichers gewußt. Er selbst betrat ihn jetzt zum erstenmal und dämpfte seine Schritte so gut wie möglich. Etwa in der Mitte des Raumes, wo sich auch die Luke befand, konnte er noch aufrecht stehen. Wollte er zu den Fenstern, mußte er seinen Kopf einziehen.

Direkt unter dem alten Dach war es noch schwüler und stickiger.

Außerdem roch es muffig nach fauligem Holz.

Durch die Bewegung der Klappe war Staub aufgewirbelt worden, der vor Bills Gesicht tanzte.

Eine Lampe trug der Reporter nicht bei sich. Er mußte sich schon mit den Lichtverhältnissen abfinden und bewegte sich sehr vorsichtig und mit eingezogenem Kopf weiter.

Da auch Staub in seine Nase gedrungen war, fiel es ihm schwer, einen Niesreiz zu unterdrücken. Ein paarmal schluckte er und kämpfte so dagegen an.

Auf dem Speicher hatte man Gerumpel abgestellt. Kisten, Truhen und Karton erkannte der Reporter. Auch gebündelte Zeitungen und Magazine. Das wäre etwas für die Feuerversicherung gewesen.

Er mußte achtgeben, daß er sich nicht an einem Balken den Kopf stieß.

Befand sich hier oben jemand?

Bill konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen, aber er fühlte sich unwohl, als würde ihn jemand belauern. Oder lag es an den bleigrau wirkenden Fensterscheiben, die ihn umgaben.

Bill ging nach rechts. Er mußte sich unter einem Querbalken ducken, schaute dabei zu Boden und stoppte seinen Schritt.

Im Staub zeichnete sich etwas ab.

Eine Spur.

Plötzlich schlug das Herz des Reporters schneller. Die Spur sah ihm verdammt frisch aus. Noch hatte sich keine zweite Staubschicht darüber gelegt, so daß der Reporter auch davon ausgehen konnte, hier die Abdrücke des Mörders zu sehen.

Er spürte den Druck im Hals und versuchte, ihn durch Schlucken wegzubekommen. Noch vorsichtiger bewegte er sich jetzt weiter und folgte den Abdrücken.

Sie führten schräg in die Tiefe des Speichers hinein. Bill gehorchte einem inneren Befehl, blieb stehen und sah einen Moment später das große Auge!

***

Ich kam natürlich nicht mehr dazu, meine Beretta zu ziehen. Der Kerl, der im Schrank gelauert und sich durch einen schwarzen Umhang und eine schwarze Kapuze vermummt hatte, war verdammt schnell. Zudem konnte die lange Klinge des Fleischermessers einem Menschen fast tödliche Furcht einflößen.

Wenn sie traf, war es aus.

Ich warf mich nach hinten, und zwar so hart, daß ich bis gegen die Wand neben der Tür prallte. Damit hatte der Angreifer nicht gerechnet. Zwar wollte er zustechen, doch als er keinen Widerstand fand, wuchtete die mörderische Klinge ins Leere und traf statt dessen eine der Waschpulvertonnen, die sie seitlich auftrennte.

Als weißer Schwall floß das Zeug hervor und verteilte sich. Der andere keuchte noch, blies hinein, so daß das Pulver in Wolken hochstob.

Wer es in die Nase bekam, mußte niesen. Er war dann zumindest gehandicapt.

Ich war schon unterwegs. Als sich der heimtückische Killer hochstemmen wollte, war ich so nahe bei ihm, daß ich ihn mit einem Tritt erwischen konnte.

Meine Schuhspitze traf seine rechte Schulter. Er kippte zurück, schob auch die Plastikeimer weiter, doch die verdammte Waffe ließ er einfach nicht los.

Mit beiden Armen ruderte er, schaffte sich so lautstark Platz und wollte wieder hochkommen.

Ich hämmerte meine gekrümmte Handkante auf seinen rechten

Unterarm. Er schrie wie eine Sirene nach dem Treffer auf. Das Messer fiel ihm aus der Hand. Zwar versuchte er, es vom Boden aufzunehmen, seine Finger konnte er kaum bewegen.

Ich bückte mich, packte ihn an der Kutte, riß ihn hoch und schleuderte ihn zurück in den Schrank, wo er krachend landete und das untere Bodenbrett splitterte.

Dann erst machte ich Licht, denn ich hatte den Schalter neben dem Schrank entdeckt.

Die Kugel an der Decke wurde zu einem gelben Meer, auf dem der Fliegendreck aussah wie kleine Inseln. Aus dem Schrank hörte ich keuchende und jammernde Laute. Den Messerkiller hatte es hart erwischt. Die Klinge würde ich mir später anschauen. Es war durchaus möglich, daß er dieses Schreckgespenst gewesen war.

Ich ging zum Schrank und holte den Kerl raus. Wieder zog ich ihn an der Kutte hoch. Er hing wie ein toter Gegenstand in meinem Griff, und als seine Füße über den Boden schleiften, begann er, unverständliches Zeug zu brabbeln.

In der Nähe fand ich einen Hocker. Ich schob ihn dicht vor die Wand und drückte den Messerhelden auf die Sitzfläche. Er konnte sich anlehnen, hielt sich seinen rechten Arm und schaute zu mir hoch.

Zum erstenmal gelang es mir, ihn richtig anzusehen. War er ein Mann? Nein, ein später Jugendlicher, vielleicht um die Zwanzig.

Sehr blaß im ballonartigen Gesicht, mit wirren, völlig verschnittenen Haaren, die fahlblond glänzten.

Auch in seinen Augen lag ein ungewöhnlicher Glanz. Gleichzeitig entdeckte ich in ihnen auch eine gewisse Stumpfheit. Vielleicht entstand der Eindruck auch deshalb, weil er die Pupillen verdreht hatte und irgendwie schielte.

Der Mund klaffte offen. Speichel rann über die Unterlippe, und die Winkel waren zu einem Grinsen verzogen.

Wieder begann er zu kichern. Das traf bei mir auf Unverständnis.

Ich konnte nicht begreifen. Daß er in seiner Situation noch loskicherte. Das wollte nicht in meinen Kopf.

»Wer bist du?«

Er kicherte weiter.

Ich stellte die Frage dreimal, ohne eine Antwort zu bekommen.

Allmählich dämmerte es mir. Möglicherweise verstand mich der junge Mann überhaupt nicht, denn sein Geist schien verwirrt zu sein.

Ja, so mußte es sein.

Ich hatte hier einen armen Menschen vor mir, der für seine Taten nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Deshalb auch dieser so fremd wirkende Blick.

Er war auf dem Hocker zusammengesunken und starrte vor seine Schuhe. Sie waren schwarz und sahen klobig aus.

»Komm«, sagte ich.
Wieder reagierte er nicht. Erst als ich ihm unter die linke Schulter faßte und ihn hochzog, folgte er dieser Bewegung. Später im Gang trottete er neben mir her, den Kopf gesenkt und dabei Worte stammelnd, aus denen ich nicht schlau wurde.
Sein rechter Arm schlenkerte hin und her. Der junge Mann schien keine Schmerzen zu spüren.
Kurz vor der Treppe blieb er stehen und sagte plötzlich. »Ich bin Rudy. Ja, ich bin Rudy. Ich bin Rudy…« Wie ein Automat wiederholte er nur diesen einen Satz, als er die Stufen hinabging. Manchmal lachte er auch dabei oder stöhnte regelrecht auf.
Die Kampfgeräusche mußten gehört worden sein, denn auf halber Treppe schon kam mir Sir Wilfried entgegen. Sein Gesicht zeigte Erstaunen, als er uns sah.
»Ist er das?«
»Ich weiß nicht.«
Sir Wilfried drehte sich auf der Stufe und ging vorsichtig zurück.
Von Sheila Conolly und Flo Dennings wurden wir ebenfalls erwartet. Flo zitterte, als sie den neben mir hergehenden jungen Mann sah. »Sie… Sie haben das Schreckgespenst gefangen. Das ist der Mörder, nicht wahr, Mr Sinclair? Das ist er.«
»Ich heiße Rudy. Ich heiße Rudy…« So hörten wir ihn alle sprechen. Er verstummte erst, als wir ihn in einen Sessel drückten und er dort gebeugt verharrte.
Sheila faßte mich am Arm. »John, was ist denn los? Was hat es gegeben, und wo ist Bill?«
»Der wollte in der letzten Etage nachsehen.«
»Aber du hast Erfolg gehabt.«
Mein »Ja« kam etwas gedehnt, doch Sheila überhörte den Tonfall und nickte beruhigt.
»Was ist denn nun wirklich passiert?« erkundigte sich Sir Wilfried.
Ich deutete auf Rudy. »Schauen Sie ihn sich genau an. Er trägt eine Kutte, auch eine Kapuze, hatte sich im letzten Zimmer der ersten Etage in einem Schrank versteckt und griff mich, als ich den Raum betrat, mit einem gewaltigen Messer an.«
»Messer?«
»Ja.«
Flo Denning streckte den Arm aus.
»Damit hat er bestimmt auch Marylin getötet.« Sie wollte hinrennen, aber Sheila reagierte schneller und hielt sie fest.
»Keine Panik, Flo. Warten Sie erst einmal ab. Vielleicht stellt sich alles noch als Irrtum heraus. Man soll nie jemand vorverurteilen.«
»Das meine ich auch.«
Sir Wilfried war anderer Ansicht. »Aber Sie haben doch eben noch

gesagt, daß er sie mit dem Messer attackiert hat.«

»Stimmt. Nur denken Sie einmal daran, wie die Leiche ausgesehen hat. Ich kenne Menschen, die durch Messerstiche ums Leben gekommen sind. Und die sehen anders aus.«

Sir Wilfried straffte sich und strich wieder über seinen weißen Oberlippenbart. »Soll das heißen, daß dieser Mensch möglicherweise unschuldig ist?«

»Es kann sein.«

»Was hatte er dann hier zu suchen?«

»Ich bin Rudy… ich bin Rudy …« Er begann wieder mit der Leier und bewegte dabei nickend seinen Kopf.

»Dieser Mensch ist ein seelischer Krüppel«, erklärte ich. »Sie können ihn auch als geisteskrank bezeichnen. Sollte er tatsächlich der Mörder gewesen sein, kann man ihn für seine Taten nicht verantwortlich machen. Welchen Grund er gehabt hat, sich in dem Schrank zu verstecken und wie er in dieses Haus gekommen ist, müssen wir noch herausfinden.«

Sir Wilfried räusperte sich. »Ich entnehme Ihren Worten, daß Sie ihn nicht für den Killer der Frau halten.«

»So ist es.«

»Fragt sich nur, was wir mit ihm machen?« Der Verleger hob die Schultern.

»Möglicherweise ist er aus einer geschlossenen Anstalt oder einem Sanatorium ausgebrochen«, meinte Sheila und hatte damit auch meine Gedankenfolge getroffen.

»Ja, das kann sein. Er ist ausgebrochen und hat sich hier im Haus ein Versteck gesucht.«

»Wie kommt er dann an so ein Messer?« rief Florence Denning schrill.

»Das weiß ich nicht. Aber ist es nicht leicht für einen Menschen, sich zu bewaffnen?«

Die Reporterin nickte. »Schon. Mir passen nur diese ungewöhnlichen Zufälle nicht in den Kram. Auf der einen Seite kommt in diesem Hause jemand auf grauenvolle Art und Weise ums Leben. Dann entdeckt man in einem Schrank einen schwerbewaffneten Mann. Was ist das für eine Party? Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß das eine mit dem anderen nichts zu tun haben soll.«

Die Ansprache war an mich gerichtet worden. Deshalb bekam Florence auch von mir die Antwort. »Es mag sein, daß es Verbindungen gibt, aber die müssen wir erst herausfinden.«

Sir Wilfried meinte: »Wenn dieser Mann tatsächlich aus einer Anstalt ausgebrochen ist, müßte sich feststellen lassen, aus welcher. Ich werde meine Beziehungen spielen lassen. Da sind bestimmt entsprechende Meldungen an die Polizeistellen eingetroffen. So wie er reagiert hat,

kann man ihn nur als gemeingefährlich bezeichnen.«

Da hatte der Mann nicht unrecht. Ich widersprach auch nicht, sah aber, daß Sheila nervös wurde und häufiger als gewöhnlich zur Uhr blickte. Dabei hielt sie die Lippen zusammengepreßt, und ihr Gesichtsausdruck hatte sich ebenfalls verändert.

»Was ist los?« fragte ich sie.

»Ich kann es dir genau sagen. Du stehst hier, hast möglicherweise das Schreckgespenst gefangen, aber Bill befindet sich noch irgendwo im Haus unterwegs. Empfindest du das als normal?«

»Nein, sicherlich nicht.«

»Dann werde ich nachsehen.« Sie wollte gehen, ich streckte den Arm aus und hielt sie auf. »Laß mal, ich schaue nach.«

Auch mir war ein wenig mulmig zumute. Das hatte ich Sheila nicht gesagt. Vielleicht sah sie es mir an, denn ich stürmte mit Riesenschritten die Treppe hoch…

***

Bill Conolly sah das Auge!

Groß, unheimlich – und gefährlich. Da wußte er, daß er das Schreckgespenst gefunden hatte.

Oder es ihn!

Es lag nicht nur am Bier, daß Bill so stark schwitzte, es waren auch die Überraschung und die Angst vor dem Unheimlichen, das hinter dem Holzbalken verborgen lag.

Bill starrte das Auge an. So etwas hatte er noch nie gesehen. Es lauerte im Dunklen, hob sich nur schwer ab, aber er sah den grünlichen Schimmer außen und das gerötete Innere.

Mehr nicht…

Dann die Pupille. Dunkel und doch hell, weil in ihrer Mitte ein winziger Punkt lauerte, in dem sich all der Schrecken und das Böse konzentriert zu haben schienen.

Bill Conolly hatte Monster, Dämonen und Teufel gesehen. Er hatte vor gräßlichen Mutationen gestanden, aber nie dieses Fluidum gespürt, das das einzelne Auge abstrahlte.

Es war der berühmte Hauch des Bösen, der ihn streifte. Ein Gruß aus tiefster Hölle.

Die Zeit schien nicht mehr zu existieren. Bill war nur auf dieses einzelne böse Auge konzentriert, das sich nicht einmal bewegte, auch nicht zuckte, und dem Reporter dennoch das Gefühl vermittelte, genau abgetastet zu werden.

Kälte und Hitze erfaßten ihn gleichzeitig. Er spürte den Druck, der Mund war trocken geworden, und in seiner Kehle schien sich Sand festgesetzt zu haben.

War das alles? Oder lauerte noch mehr hinter dem Balken. Das

Schreckgespenst konnte nicht nur aus einem Auge bestehen, da mußte noch mehr vorhanden sein.
Ein Kopf, der Körper, möglicherweise Arme oder Hände, die zu tödlichen Waffen wurden.
Stille lag über dem alten Speicher, die plötzlich durchbrochen wurde. Kein Schrei, kein Dröhnen, aber Bill empfand das leise, kratzende Geräusch als viel schlimmer.
Hinter dem Balken, wahrscheinlich an seiner Rückseite, hatte er es vernommen, und dann sah er die Pranke. Dicht unterhalb des Auges schob sie sich aus der drückenden, wattigen Finsternis hervor. Lange Finger, die zusammengewachsen wirkten. Nägel, die vorstanden wie kleine Messerspitzen.
Die tötende Pranke des Monstrums, die auf einmal vorschnellte.
Bill sah den Schatten, er spürte die plötzliche Kühle, die sein Gesicht wie der Atem aus dem Jenseits traf, und möglicherweise war es dieser Hauch, der ihm das Leben rettete.
Er riß den Reporter aus seiner Lethargie, und Bill warf sich zur Seite, bis er gegen einen waagerecht verlaufenden Querbalken lief.
Er rappelte sich auf und nahm sofort eine Abwehrstellung ein, doch das Monstrum war nicht mehr zu sehen. In Luft hatte es sich bestimmt nicht aufgelöst. Es mußte einfach untergetaucht sein. Hinein in die tintige Schwärze der Speicherecke.
Bill wartete.
Es vergingen Sekunden, in denen er nichts hörte, so daß ihm das Ganze wie ein gefährliches Nervenspiel vorkam.
Aber er vernahm das Schleifen.
Diesmal dicht über dem Boden, so daß er mit einem Kommen des Monstrums rechnete.
Bill drehte den Kopf und schaute zurück. Er zählte zu den Menschen, die ihre Chancen gut einschätzen konnten, und Bill Conolly wußte, wann er in einer schlechteren Position war.
Wie hier.
Da gab es nur eine Lösung. Er mußte verschwinden. Bill duckte sich tiefer, als er sich auf die Luke zubewegte. So wenig Geräusche wie möglich wollte er machen, aber das Schreckgespenst schien die perfekten Lauscher zu besitzen.
Plötzlich war es da!
Es kam aus dem Dunkel. Es war ein gefährlicher Schatten mit leuchtendem Auge, er wollte das zweite Opfer und dem Reporter zunächst einmal den Weg zur Tür abschneiden.
Bill lief schneller.
Die Entfernung, eigentlich ein Kinderspiel, schien immer mehr zu wachsen. Die Angst drückte, er dachte an das Aussehen der toten Reporterin und daran, daß auch ihm so etwas passieren konnte.

Endlich sah er die Umrisse der Luke. Dicht hinter dem Rand begann die erste Stufe der Leiter. Wenn er sie verfehlte oder abrutschte, gab es für ihn kein Entkommen mehr.

Bill sprang den Rest.

Hinter seinem Rücken wuchs das Schreckgespenst zu einer immensen Größe an. Jetzt hätte Bill es sehen können, sein Blick war nach vorn konzentriert, sein rechter Fuß erreichte die erste Leiterstufe, die Sohle rutschte ab, und im gleichen Augenblick griff das Monstrum an. Der Rundschlag hätte für Bill verheerende Folgen gehabt, hätte er sich nicht rechtzeitig fallen lassen.

Bill spürte den Schmerz nicht einmal. Er sah überhaupt nichts mehr, nur den Gangboden, der sich ihm in rasender Geschwindigkeit näherte, weil der Reporter den Halt verloren hatte.

Schwer fiel er hin.

Knie und Schulter wurden in Mitleidenschaft gezogen. Der Schmerz stach wie ein Messerstich, und er vereinigte sich mit dem Brennen in seinem Nacken.

Die Gefahr lag auf ihm als gewaltiger Druck. Er wußte um die Gefährlichkeit der Bestie, so sah er zu, von ihr wegzukommen. Er kroch durch den Flur und hatte die Hälfte der Strecke hinter sich gelegt, als er sich aufraffte und normal weiterging. Bevor er die Treppe erreichte, drehte er sich um.

Das Schreckgespenst war nicht mehr zu sehen. Es hatte eingesehen, daß eine Verfolgung sinnlos war. Verborgen in der tintigen Dunkelheit des Speichers, aber dort lauernd und auf seine neue Chance wartend.

Bills Gesicht verzog sich, als er die Schmerzen in seinem Nacken spürte. Er fühlte mit der Hand nach, schaute dann hin und sah das klebrige Blut auf seiner Handfläche.

Das hätte ins Auge gehen können. Hätte ihn das Schreckgespenst bekommen, wäre es ihm so ergangen wie Marylin.

Schritte vertrieben seine Gedanken. Bill stemmte sich an der Wand ab, als er sich drehte, und er sah plötzlich seinen Freund John Sinclair die Stufen hocheilen.

»John«, ächzte Bill und spürte, daß ihm plötzlich schwarz vor Augen wurde…

***

Auch ich sah, daß mit meinem Freund etwas nicht stimmte, beeilte mich noch mehr, und als er mir entgegenkippte, war ich schnell genug, um ihn aufzufangen.

Er drückte sich gegen mich. Ich hörte ihn keuchend atmen, sah seine Verletzungen und auch das Grinsen auf seinem Gesicht. »Sorry, John, aber ich hatte plötzlich einen Blackout.«

»Alles klar.«

»Ich habe es gesehen.« Bill wollte nicht mehr gehalten werden und stemmte sich ab. »Ich habe dieses verdammte Schreckgespenst gesehen, John.« Mein Freund lehnte an der Gangwand und atmete heftig. »Es hielt sich auf dem Speicher versteckt.«

Ich deutete den Gang hinunter, wo ich auch die ausgefahrene Leiter sah. »Da oben?«

»Klar.«

»Ist es noch da?«

»Ich habe es gesehen, mehr nicht. Es ist mir auch nicht mehr nachgelaufen. Zudem weiß ich nicht einmal, wie ich die Leiter runtergekommen bin. Ich bin gefallen, okay, aber das ist auch alles. Gebrochen habe ich mir nichts, obwohl es verdammt weh tut, nur…«

»Okay, ich sehe nach.«

»Du…«

»Bill?« Wir hörten Sheilas Ruf. Ihre Stimme klang besorgt trotz der Lautstärke:

»Es ist alles in Ordnung, Sheila, du kannst kommen!« rief ich zurück.

Mein Freund grinste schief. »Oder fast alles in Ordnung«, fügte er leise hinzu.

Sheila hörte es trotzdem, weil sie schon ziemlich nahe war. Sie erschrak, als sie ihren Mann sah, warf mir einen fragenden Blick zu, aber ich konnte nur die Schultern heben.

»Was ist denn passiert?« Sie stützte ihren Mann ab.

»Das mußt du ihn fragen, Sheila. Er hat das Schreckgespenst aber gesehen.«

»Was?«

Ich wollte auf den Speicher und lief, ohne mich noch um Sheilas weitere Fragen zu kümmern.

Die Leiter hatte Bills Fall besser überstanden. Noch während ich hochstieg, zog ich meine Beretta. Nur mit der linken Hand hielt ich mich am Rand fest und war auch entsprechend vorsichtig, als ich meinen Oberkörper durch die Luke schob.

Der Speicher war fast finster. Ein unheimlich wirkender Raum, an dessen schrägen Seiten ich nur die Umrisse der grauen Dachfenster sah, der ansonsten aber im Finstern lag.

Sehr langsam richtete ich mich auf. Je mehr ich in die Höhe kam, um so stärker wurde der Luftzug, der gegen meinen Körper wehte und schließlich das Gesicht erreichte.

Er drang von der linken Seite. Ich schaute dorthin und sah den Grund. Eines der Fenster stand offen. Durch das Viereck wehte mir die kühlere Nachtluft entgegen.

Lange zu rätseln, was dies bedeuten konnte, brauchte ich nicht.

Das Monstrum hatte, aus welchen Gründen auch immer, das Weite gesucht und war über das Dach geflohen.

Ich steckte die Beretta wieder ein, trat an das schräge, offene Dachfenster und schaute hinaus.

Mein Blick fiel in den Garten, wo die Party stattgefunden hatte.

Auch weiterhin standen einige Gäste in Gruppen beisammen und diskutierten. Über die Lichtinseln hinweg schaute ich bis zu den wellenartig verlaufenden Kronen der hohen Bäume, wo kein Lichtstrahl hindrang und die Dunkelheit einen idtealen Fluchtweg schaffte.

Nein, da gab es keine Chance für uns die Bestie noch einzuholen.

Sie hatte ihr Ziel erreicht.

Ich wandte mich ab. So gut es ging, durchsuchte ich den Speicher, fand viel Gerümpel, allerlei Zeitschriften, aber keine Spur von dem Schreckgespenst.

Etwas enttäuscht und auch ärgerlich verließ ich den Speicher über die Leiter. Im Flur befand sich niemand mehr. Sheila und Bill fand ich in der Halle, wo sich der Arzt der Mordkommission um die Verletzungen meines Freundes kümmerte.

Auch Florence hatte das Haus noch nicht verlassen. Sie saß auf einer Sessellehne und rauchte. Ihr Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Wahrscheinlich hatte sie den ersten Schmerz überwunden und dachte jetzt schon an Rache oder ähnliches.

Ich ging zu ihr. Sie schaute mich an. Ich roch, daß sie Whisky getrunken hatte. »Sie brauchen gar nichts zu sagen, Sinclair. Ich weiß Bescheid. Rudy ist es nicht.«

»Nein.«

»Sorry, aber alles wies darauf hin.« Sie wischte über ihre Oberlippe. Ebenfalls auf der Sessellehne stand das Glas mit Whisky. Sie hob es an und trank es leer. »Glauben Sie, daß dieses Zeug hilft, den Mist zu vergessen?«

»Nein.«

»Ich glaube es auch nicht. Und trotzdem trinke ich es. Manchmal ist das Leben beschissen, wissen Sie?«

»Zum Glück nur sehr selten.« Ich wandte mich ab, weil ich Sir Wilfried gesehen hatte, der den Raum betrat. Er kam sofort auf mich zu und hob beide Arme an. »Das ist ein Ding«, sagte er. »Damit hätte ich kaum gerechnet. Aber Sie haben tatsächlich den richtigen Riecher gehabt, Mr. Sinclair. Ich hörte von Bills Erlebnis. Teufel, der Gute hat unwahrscheinliches Glück gehabt.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Rudy ist es also nicht.«

Er hatte mir damit das Stichwort gegeben. »Wo steckt er überhaupt?«

»Ich habe ihn Ihren uniformierten Kollegen gegeben. Sie legten ihm Handschellen an. Jetzt sitzt er in einem Streifenwagen und wartet auf den Abtransport.«

»Wohin?«

Sir Wilfried hob die Schultern. »Ich war vorhin wohl etwas zu optimistisch. Das haben wir noch nicht herausgefunden. Er muß irgendwo ausgebrochen sein.«

»Bestimmt.«

Wir hörten Bill laut mit dem Doc diskutieren. »Nein, nein!« rief der Reporter. »Es reicht. Ich will nicht herumlaufen wie eine lebende Mumie. Nehmen Sie noch ein Pflaster, dann vergessen wir die Sache. Okay?«

»Ich lehne die Verantwortung ab.«

»Lehnen Sie, was Sie wollen. Nur tun Sie mir einen Gefallen und lassen Sie mich in Ruhe.«

»Wie Sie wünschen.« Der Arzt war beleidigt.

Bill grinste verzerrt, als er sich zu uns gesellte. Sheila befand sich an seiner Seite und schaute ihn besorgt an. »Das ist vielleicht ein Typ, der Doc. Will hier eine Staatsaktion aus diesen paar Kratzern machen.«

»Ein wenig tiefer, und ich wäre Witwe gewesen«, kommentierte Sheila.

»Glück muß der Mensch haben. Und schnell sein.«

»Aber Sie haben das Monstrum gesehen.«

»Ja, Sir Wilfried. Oder ein Teil davon.« Bill begann mit der Beschreibung. Er konzentrierte sich dabei auf das Auge, das ihm aufgefallen war. Die Pranke hatte er zwar auch entdeckt, das aber war alles zu schnell gegangen.

Er hatte nur den Schmerz gespürt und war geflohen.

»Würden Sie das Untier mit Rudy vergleichen?« fragte Sir Wilfried.

»Nein, auf keinen Fall.«

»Weshalb nicht?«

»Rudy, von dem Sie mir ja erzählten, ist ein Mensch. Das Schreckgespenst halte ich für einen Dämon.«

Sir Wilfried legte die Stirn in Falten. Es war für den nüchtern denkenden Verleger schwer, die Gedankengänge des Reporters zu verfolgen. Deshalb wirkte sein Lächeln auch so verkrampft. »Ich weiß ja, welchem Job Ihr Freund John Sinclair nachgeht. Auch Sie haben sich schon mit diesen ungewöhnlichen Fällen beschäftigt. Als ich den Auftrag gab, nach dem Schreckgespenst zu forschen, dachte ich mehr an das Ausfüllen eines journalistischen Sommerlochs, das Sie ja auch kennen müssen, Bill.«

»Natürlich, Sir.«

»Jetzt müssen wir uns nur damit abfinden, daß es diesen Dämon gibt«, sagte ich. »Er kann also eine Gefahr für die Allgemeinheit werden.«

»Glauben Sie, daß er wahllos morden wird?«

Ich hob die Schultern. »Sir Wilfried, das ist sehr schwer zu sagen.

Dieser Dämon kann geschickt worden sein. Ich wiederhole es noch einmal, auch Schwarzblütler unternehmen nichts ohne Motiv. Außerdem halte ich das Schreckgespenst für ein nicht denkendes Wesen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nicht direkt.«

»Meines Erachtens muß jemand hinter ihm stehen, der es geschickt hat. So meine ich das.«

Sir Wilfried knetete sein Kinn. »Aber wer macht denn so etwas?«

»Das frage ich mich auch.«

»Kann Rudy die Spur sein?« fragte Sheila.

»Unter Umständen. Daß er sich rein zufällig hier versteckt hat, will mir nicht in den Kopf. Dahinter kann ein System stecken. Vielleicht erfahren wir mehr darüber, wenn wir herausbekommen haben, aus welcher Anstalt er ausgebrochen ist.«

»Er selbst sagt ja nichts!« beschwerte sich Sir Wilfried. »Immer nur dieser eine Satz. Ich bin Rudy. Ich bin Rudy. Das kann man schon nicht mehr hören.«

»Da wäre noch etwas, das wir auf keinen Fall außer acht lassen sollen.«

»Was denn?«

»Ihre Mitarbeiterin, Sir Wilfried.«

Der Verleger schaute auf Florence Denning. Sie hatte sich in einem der Sessel aufgestreckt und schaute mit glasigem Blick ins Leere.

Der Alkohol zeigte allmählich Wirkung. »Meinen Sie, daß Sie sich in großer Gefahr befindet, Mr. Sinclair?«

»Ich rechne damit.«

»Wollen Sie die Frau überwachen lassen?«

»Nein, so etwas würde ich lieber selbst übernehmen. Das Schreckgespenst oder wer immer dahinter steht, weiß inzwischen, daß sich die beiden Frauen auf seine Spur gesetzt haben. Marylin wird mehr herausgefunden haben. Aber das Schreckgespenst wird nicht wissen, daß Marylin ihre Kollegin nicht informiert hat. Also schwebt sie meiner Ansicht nach in großer Gefahr.«

»Das stimmt!« sagte Bill.

Auch Sir Wilfried nickte. »Ein verdammt armes Kind!« flüsterte er.

»Hätte ich gewußt, was ich damit anrichte, hätte ich ihr doch niemals den Auftrag gegeben.«

Der Chef der Mordkommission kam durch die Tür. Es war Inspektor Flint.

Ein Mann in meinem Alter, der sein erstes Magengeschwür schon hinter sich hatte und deshalb immer etwas verbissen aussah. »Wir haben herausgefunden, wo dieser Mann verschwunden ist.«

»Ja?«

Flint schaute uns an. »Aus einer Privatklinik.«

»Wie heißt ihr Chef?« fragte ich.
»Doktor Ampitius.«
In Bills Gesicht las ich, daß er mit diesem Namen nichts anfangen konnte. »Sorry, John, aber einen Dr. Ampitius kenne ich nicht.«
»Aber ich«, erklärte Sir Wilfried.
Wir schauten ihn überrascht an.
Er lächelte knapp, bevor er eine Antwort gab. »Dieses Haus hier haben wir von einem Dr. Ampitius erworben. Er war der Vorbesitzer…«

***

Der Kastenwagen war groß, dunkel gestrichen, besaß vergitterte Fenster, eine flache Kühlerschnauze, bei der die beiden eingeschalteten Scheinwerfer wie kalte Glotzaugen wirkten und in die Ferne stachen. Ich trat aus dem Lichtschein weg. Das wäre aber nicht nötig gewesen, denn die Scheinwerfer erloschen.
Dafür öffneten sich die beiden Vordertüren, und auch eine Schiebetür an der Seite wurde verschoben.
Drei Männer verließen den Wagen. Der Fahrer und der, der die Seitentür aufgestoßen hatte, gehörten zum Personal der Klinik, wie unschwer an der Kleidung festzustellen war.
Sie trugen die grünen Kittel der Wärter. Unter dem Stoff spannten sich die Muskeln. Die Gesichter der beiden wirkten flach und kalt.
Der andere Mann war etwas Besonderes. Sein heller Sommeranzug hatte den perfekten Sitz, die schmale Krawatte bildete einen dunklen Strich zwischen den beiden Revers. Am Kinn wuchs ein grauer Knebelbart, und die Brille des Mannes besaß getönte Gläser, so daß seine Augen nicht zu erkennen waren.
Das mußte Dr. Ampitius sein.
Mit einer locker wirkenden Bewegung strich er eine Strähne seines grauen, gescheitelten Haares zurück, nickte uns kurz zu und begrüßte Sir Wilfried, den er kannte, mit einem Handschlag.
»Sir. Es tut mir leid, daß ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe. Aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie Rudy entkommen konnte.«
Sir Wilfried lächelte. »Es ist ja noch einmal alles gutgegangen, Dr. Ampitius.«
Der Arzt fuhr mit seinen schlanken Fingern durch den Bart. »Es ist trotzdem für mich mehr als ärgerlich, denn Rudy ist kein leichter Patient, wenn Sie verstehen.«
»Das kann ich bestätigen.« Zum erstenmal mischte ich mich in das Gespräch ein. »Er griff mich mit einem Fleischermesser an. Zum Glück war ich schneller.«
Ampitius drehte sich und versuchte, Erschrecken in sein Gesicht zu

zaubern, was ihm schlecht gelang. Überhaupt wurde ich den Eindruck nicht los, einen sehr arroganten Typen vor mir zu sehen.
»Haben Sie ihn gereizt, Mister…?«
»Sinclair, John Sinclair. Ich kann Sie beruhigen. Ich reizte ihn nicht. Er hielt sich in einem Schrank versteckt. Als ich das Zimmer betrat, stieß er die Tür auf und griff mich an.«
»Dann muß ich mich für Rudy entschuldigen. Wie gesagt, es ist mir unverständlich, wie er entkommen konnte.«
»Hatte er Helfer?«
Ampitius war über die Frage sauer. Er schaute mich an, als wollte er mich auffressen. »Wie können Sie so etwas behaupten?«
»Ich habe nur gefragt. Zudem erklärten Sie, daß es Ihnen unverständlich erscheint, wie jemand aus Ihrer Anstalt entkommen konnte. Also könnte er Helfer gehabt haben.«
»Ich lege für meine Leute die Hand ins Feuer!«
»Verbrennen Sie sich aber nicht.«
»Reden Sie nicht so daher. Es ist zum Glück nichts passiert. Sie leben noch, und damit hat es sich.«
Von der Toten hatten wir ihm nichts erzählt. Wir wußten auch nicht, ob er sich darüber anderweitig informiert hatte, ohne daß wir es bemerkten, aber ich wollte ihn so einfach nicht aus der Affäre herauskommen lassen.
»Das Haus hat Ihnen einmal gehört?«
»Ja.«
»Kannten Sie Rudy da bereits?«
»Was soll das heißen?«
»Dr. Ampitius«, sagte ich leise, aber bestimmt. »Ich bin hier, um einen Fall aufzuklären. Es ist kein Kinderspiel, wenn man mit einem Fleischermesser angegriffen wird.«
Sein Blick wurde lauernd. »Natürlich kannte ich Rudy. Er hat sich auch schon damals unter meiner Obhut befunden.«
»Hier im Haus?«
»Sicher. Als sich abzeichnete, daß ich Erfolg haben würde, brauchte ich ein größeres Haus und habe hier meine Zelte abgebrochen. Möchten Sie noch mehr wissen?«
»Vorerst nicht.«
»Dann lassen Sie mich mit Rudy fahren. Sie brauchen sich nicht zu sorgen. Er wird in Zukunft nicht mehr ausbrechen, dafür sorge ich höchstpersönlich, Mister.«
»Ich begleite Sie«, sagte Sir Wilfried und zwinkerte mir zu. Der Verleger blieb an der Seite des Arztes. Auch ich schloß mich ihnen an, weil ich sehen wollte, wie Ampitius Rudy gegenüber reagierte.
Der Messerstecher hockte auf dem Rücksitz des Polizeiwagens. Er hatte den Kopf gedreht und sein Gesicht so nahe ans Fenster gehalten,

daß es die Scheibe berührte. Als er Ampitius sah, zuckte ein Lächeln über seine Züge. Heftig begann er zu winken.

Ampitius öffnete die Tür, stieg aber nicht ein. Dafür schaute er in eine andere Richtung, aus der sich Florence Denning näherte. Die beiden starrten sich an.

Ampitius schaute als erster zur Seite, bevor er mit den Uniformierten redete, die Rudy aus dem Wagen holten. Neben seinem Arzt blieb er stehen. Der winkte den Pflegern, die sofort herbeikamen und sich um Rudy kümmerten. Sie führten ihn ab und drängten ihn in den Kastenwagen.

Ampitius sprach noch mit Sir Wilfried. Er entschuldigte sich einige Male, und der Verleger nahm die Worte an. Schließlich ging der Arzt und Psychologe grußlos davon.

Ich schaute dem Wagen nach, als er startete, und war überzeugt, daß ich Ampitius noch einige Male sehen würde.

»Was halten Sie von ihm, Mr. Sinclair?« fragte mich der Verleger, als wir zurück zum Haus gingen.

»Er hat mich nicht überzeugt.«

»Inwiefern?«

»Mir kommt das Gehabe dieses Mannes nicht nur gekünstelt vor, auch arrogant.«

»Hegen Sie einen Verdacht gegen ihn?«

»Das kann ich nicht genau sagen. Ich werde ihn jedenfalls im Auge behalten.«

Sir Wilfried lächelte. »Mit dem Schreckgespenst scheint er wohl nichts zu tun zu haben.«

»Wissen Sie das genau?«

Seine Stimme klang strafend. »Sinclair, ich bitte Sie.«

»Lassen Sie es gut sein, Sir. Das Schreckgespenst nehme ich mir noch vor. Zunächst muß ich mich um Florence Denning kümmern. Sie wird kaum in der Lage sein, einen Wagen zu fahren.«

»Wollen Sie sie nach Hause bringen?«

»Das wäre am besten.«

Ich sprach auch mit Bill und Sheila darüber. Die Conollys fanden meinen Vorschlag ebenfalls gut. Als ich Flo suchte und auch fand, hielt sie ein gefülltes Glas in der Hand, das ich ihr aus den Fingern drehte. »Sie werden nichts mehr trinken. Ich bringe Sie jetzt nach Hause. Okay?«

»Ja, ja…«

»Wo wohnen Sie?«

»Am Hyde Park«, murmelte sie. Als wir zum Wagen gingen, mußte ich sie stützten.

Die Atmosphäre war längst eine andere geworden. Sie kam mir bedrückend vor. Ich warf noch einen Blick auf das Haus. Es hatte sich

nicht verändert, dennoch mochte ich es plötzlich nicht mehr.
Dort hatte das Grauen Einzug gehalten.
Der Kastenwagen war längst abgefahren, als ich den Rover erreichte und ihn aufschloß. Florence Denning ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und atmete schnaufend durch die Nase.
Bill lief herbei. »Ich habe gehört, John, daß du dich um Flo Denning kümmern willst.«
»Stimmt.«
»Glaubst du, daß es nötig sein wird?«
»Ja.«
»Falls es länger dauert, könnten wir uns abwechseln.«
»Mal sehen.«
Ich wollte starten, aber Bill ließ mich nicht. »Was ist mit Ampitius? Der kam dir doch sicherlich nicht geheuer vor.«
»Nein.«
»Wann willst du ihn besuchen?«
»Morgen.«
Bill grinste. »Heute, John. Wir hören voneinander.« Er schlug auf das Autodach und entfernte sich.
Als ich endlich startete, war die Reporterin eingeschlafen. Ich bekam sie auch kaum wach, als ich vor dem Mietshaus hielt, bei ihr einen Schlüssel fand, aufschloß und sie die Stufen einer grauen Treppe hochschob. In der Wohnung fiel sie wie ein Stein ins Bett.
Ich suchte im Wohnraum einen Platz. Ein Sessel konnte gekippt und gleichzeitig verlängert werden.
In ihm schlief ich bis zum frühen Morgen, ohne daß etwas geschehen wäre…

***

Rudy hockte in der Zellenecke wie ein verängstigtes Tier. Aus großen Augen starrte er zu seinem Chef hoch, der aufgerichtet vor ihm stand und seine Hände in die Jackettaschen geschoben hatte.
Die Zelle war furchtbar. Sie besaß nicht einmal ein Fenster, nur kahle, gelblichweiße Wände. In der gleichen Farbe war auch die Tür gestrichen worden, so daß sie sich kaum von den Wänden abhob.
Allerdings besaß sie in der Mitte ein kleines Guckloch. Es besaß eine Weitwinkeloptik. Der Betrachter konnte somit die gesamte Zelle überblicken.
Ampitius kam näher. Die Augen hinter der dunklen Brille waren nicht zu erkennen, aber bei jedem Schritt, den der Mann tat, zuckte Rudy zusammen, und seine Furcht verstärkte sich.
In Greifweite blieb der Arzt vor seinem Patienten stehen.
»Weshalb, Rudy, hast du das getan? Los, gib mir eine Antwort! Du bist hier verschwunden, Warum?«

Rudy fuhr mit zuckenden, fahrigen Bewegungen durch sein Haar.
»Ich mußte es, ich mußte es…«
»Weshalb?«
»Es hat mich gerufen!«
»Wer hat dich gerufen, Rudy?«
Rudy rieb jetzt seine Hände. »Das Monstrum, das Haus. Ich… ich habe es gesehen.«
»Wirklich?«
»Ja.«
»Wo hast du es gesehen?« flüsterte Ampitius. »Los, raus mit der Sprache! Wo ist es dir begegnet?«
»Hier…«
»Ach, wirklich?« Ampitius lächelte, als könnte er die Worte nicht glauben.
Rudy schaute sich ängstlich um. »Ja, ja, es war hier in der Klinik. Auf dem Gang.« Er senkte seine Stimme, so daß sie nur mehr ein Hauch war. »Ich hörte es schleichen.«
»Und wo wollte es hin?«
»Zu mir.«
»Was hat es mit dir gemacht?«
»Es kam an die Tür. Es öffnete sie.« Rudy begann zu kichern.
»Dann war es wieder weg.«
»Wie sah es denn aus?«
»Furchtbar, Doktor, furchtbar. Es hatte vielleicht Angst vor mir. Es packte mich nämlich nicht, es strich vorbei.«
»Und dann bist du rausgekommen.«
»So ist es.«
»Weshalb bist du zum Haus gegangen? Du hättest auch woanders hinlaufen können.«
»Nein, ich mußte hinterher.«
»Hinter ihm?«
Rudy nickte, und Ampitius drehte sich um, weil er die Zelle verlassen wollte.
»Nein!« rief Rudy, »laß mich nicht allein. Die Nacht ist noch lang. Er kann zurückkehren.«
Der Arzt drehte sich um. Sein Mund zerfloß zu einem breiten Grinsen. »Vielleicht will er das. Du hast ihn geärgert. Du hast andere auf seine Spur gebracht, Rudy. Das hättest du nicht tun sollen. Ist dir das klar? So ungehorsam, wie du gewesen bist, das gefällt mir gar nicht, Rudy.« Er öffnete die Zellentür und ging.
Rudy blieb zurück und zuckte zusammen, als die Tür mit einem dumpfen Geräusch zufiel. Er wußte ja, daß er einen Fehler gemacht hatte. Aber hatte man ihn nicht dazu gezwungen? Ja, er war gezwungen worden, und jetzt wollte er keine Vorwürfe hören.

Das Gespenst hatte es ihm befohlen, und Rudy tat immer das, was man ihm befahl.

Auf dem Zellenboden hockte er und war in sich zusammengekrochen. Jetzt stand er auf. Sein Anzug war zerknittert und roch nach Schweiß. Schweiß klebte auch auf Rudys Gesicht, er senkte den Blick und stierte auf seine leere rechte Faust.

Ja, wenn er noch das Messer gehabt hätte. Die Waffe mit dem kurzen Griff und der langen Klinge. Er hatte es einfach an sich genommen, weil es ihm befohlen worden war. Da durfte sich der Doktor nicht aufregen. Nein, das war nicht gut.

Rudy hustete trocken. Auch sein Hals war ausgedörrt. Wieder wischte er die Lippen blank. Sie sahen jetzt rissig aus wie alte Gummischläuche. Einen Schritt trat er von der Wand weg in die Mitte des Raumes hinein, wo er stehenblieb, den Kopf in den Nacken legte und gegen die Decke starrte.

Auch sie war glatt und gelbweiß gestrichen. Die Lampe bestand aus dem Oval einer Leuchtstoffröhre. Ihr Schein war kalt. Er fiel auch auf die liegenartige Pritsche, die Rudy als Lager diente. Das Licht konnte nur von außen ein- und ausgeschaltet werden. Die Wärter sorgten stets für den Rhythmus.

Er fragte sich, weshalb es jetzt noch brannte, wo es doch schon dunkel war. Wollten sie ihn ärgern? Sicher, bestimmt hatte sich der Arzt eine Strafe ausgedacht. Und er wußte auch, daß Rudy bei hellem Licht keinen Schlaf finden konnte.

Er ging bis zu seinem Bett, kauerte dort geduckt nieder und spielte mit seinen Fingern. Dabei atmete er heftig und schnaufend, behielt auch das runde Guckloch im Blick, aber er konnte nicht erkennen, ob hinter der Tür jemand lauerte.

Sie hatten ihn eingesperrt, obwohl er nicht krank war. Wenigstens nicht immer. Nur hin und wieder, da packte es ihn, dann drehte er durch und hätte am liebsten alles zerstört.

Gegenstände, Menschen, Tiere – einfach alles…

So war es auch gewesen, als er sich im Schrank versteckt hatte.

Und er hatte das Messer besessen.

Er hatte es ihm gegeben, denn er war sein Freund. Nicht Ampitius, der es immer behauptete, und auch nicht die Wärter mit den breiten, böse grinsenden Gesichtern.

Nein, er oder es – das Gespenst!

So blieb Rudy auf der Bettkante hocken, starrte ins Leere, dachte über seinen Freund nach und spielte mit den Fingern. Das kalte Lichte warf keinen Schatten. Decke, Wände und Fußboden unterschieden sich nicht voneinander. Die Zelle kam ihm vor wie ein gewaltiger Würfel, in den man ihn eingesperrt hatte.

Manchmal schaute Rudy zur Tür. Wenn die Wärter vorbeigingen,

hörte er ihre Schritte. Jetzt blieb draußen alles still. Sie wollten nicht nach ihm schauen. Vielleicht erst am Morgen, wenn es draußen schon hell geworden war.

Plötzlich ging das Licht aus! Rudy konnte nicht mehr die Hand vor Augen sehen. Und er bekam es mit der Angst zu tun. Obwohl er nicht wie ein normaler Mensch denken konnte, hatte er das Gefühl, in einer anderen Dunkelheit zu hocken als sonst. Sie war so schwarz, so drückend, er kam sich eingeklemmt vor.

Wenn das Licht sonst erlosch, war dies für ihn das Zeichen, sich auf das Bett zu legen, die Augen zu schließen und zu schlafen. Das hätte er auch jetzt machen können, aber er traute sich einfach nicht.

Da hätte er sich bewegen müssen, das wollte er nicht. Deshalb blieb er sitzen, als hätte man ihn gefesselt.

Ob sein Freund kam?

Er fieberte plötzlich. Vielleicht öffnete ihm wieder jemand die Tür.

Rudy erinnerte sich genau, wie es war, wenn die Tür geöffnet wurde. Dann vernahm er dieses leise, saugende Geräusch, als würde jemand schmatzen. Dann war es wieder still.

Keine Schritte, kein leises Klopfen zur Begrüßung, nur die Stille war vorhanden, und die drückte.

Rudy hörte nur seinen eigenen Atem. Er wollte und konnte nicht schlafen, denn er war unruhig.

Dann war es doch da!

Zunächst fühlte Rudy es nur. Gedanken und Schwingungen formten in seinem Kopf ein Bild von dem großen Freund, der ihm bestimmt helfen würde.

Rudy blieb sitzen und starrte weiterhin zur Tür.

Er atmete schneller. Keuchend wie eine alte Dampflok stieß er die Luft aus und zuckte zusammen, als er das Geräusch an der Tür hörte.

Das war die Außenklinke.

Ja, sein Freund würde kommen. Rudy saß gespannt da. Er hatte das Gefühl, als wäre sein Rücken plötzlich ztr einer dünnen, zerbrechlichen Glasstange geworden.

Und die Tür öffnete sich.

Mit dem schmatzenden, saugenden Geräusch, auf das er so lange gewartet hatte.

Es war für ihn das Zeichen, ebenso wie die Luft, die plötzlich in die Zelle drang. Sie roch so anders, fast nach Krankenhaus.

Sein Freund kam…

Anchor lautete sein Name. Rudy liebte ihn. Auf Anchor konnte er sich verlassen. Er hatte sich seiner angenommen, als ihn die anderen immer auslachten.

Rudy stand auf. Die Erregung trieb Schweiß aus seinen Poren. Die Handflächen waren so feucht, als hätte er sie mit Wasser eingerieben.

Und jetzt sah er auch den schwachen Schein des Flurlichts, der als Dreieck durch den Türspalt fiel. Rudy vernahm ein leises Zischen.

Da strömte kein Gas aus einer Öffnung, nein, jemand lockte ihn mit diesem Geräusch.

Rudy wußte Bescheid. Mit schlurfenden Schritten ging er auf die Tür zu, wo Anchor lauerte.

Er sah ihn.

Vom Boden her war es der Schatten einer Gestalt, die den Lichtschein durchbrach.

»Kommen«, wisperte er. »Soll ich zu dir kommen, Freund? Sage es. Ich komme sofort. Ich bin auch dein Freund…«

Anchor erwiderte nichts.

Aber Rudy wollte ihn begrüßen. Ihm die Hand schütteln, seinen Freund umarmen. Deshalb ging er hin.

Anchor wartete. Rudy schlug einen kleinen Bogen, weil er direkt auf den Freund zugehen wollte. Als er den direkten Blickwinkel erreicht hatte, sah er ihn.

Nein, nur das Auge!

Groß, grün, wie eine gallertartige Masse aus trübem Glas, in dessen Innern dieses unheimliche Leuchten lag, von dem eine Gefahr ausging. Anchor war für die meisten Menschen tödlich, aber nicht für Rudy. Nein, Rudy würde er nichts tun.

Er ging deshalb weiter. Seine Lippen hatten sich in die Breite gezogen. Er lächelte den Freund an. Der sollte merken, daß es ihm ernst war. Anchor brauchte nicht von ihm enttäuscht zu sein.

»Ich komme, Anchor, ich komme…« Beinahe jubelnd stieß er die Worte aus. Er freute sich. Glanz lag in seinen Augen. Anchor würde ihn erwarten und ihn wegbringen. Ja, das mußte er.

Bis die Tür aufgestoßen wurde.

Da befand sich Rudy nur noch einen Schritt entfernt. Er zuckte noch zurück, sonst hätte ihn die Kante erwischt, aber es war die Pranke, die plötzlich vorschoß.

Rudy sah sie als Schatten, der an seiner Vorderseite noch dunkler glänzte.

Bevor er irgend etwas unternehmen und den Kopf zur Seite drücken konnte, hatte ihn die Pranke erwischt. In einem Verzweiflungsakt rief er den Namen des Monstrums, aber das half ihm nicht.

Sein Freund war zu seinem Feind geworden.

Zum Todfeind!

Rudy spürte den Schmerz, den die Pranke verursachte. Er wunderte sich, daß er nicht schrie, als er zurücktaumelte und mit den Beinen noch gegen das Bett stieß, wo er das Übergewicht bekam und nach hinten kippte.

Rücklings fiel er auf die Liegestatt, die unter seinem Gewicht ächzte

und nachfederte. Etwas rann in seine Augen. Rudy wußte nicht, daß es Blut war.

Er sah auch nicht mehr den unheimlichen Schatten und ebenfalls nicht die Pranken, die auf ihn niedersausten.

Die harten Schläge konnte er nicht überleben.

Rudy starb. Getötet durch ein Wesen, das er einmal als seinen Freund bezeichnet hatte.

Was mit ihm weiterhin geschah, dafür gab es keinen Zeugen. Es wäre auch zu schrecklich für einen Zuschauer gewesen…

***

»Ampitius«, sagte ich und klopfte mit dem stumpfen Bleistiftende auf meinen Daumennagel. »Wer ist er? Wer verbirgt sich hinter seiner Person?«

Suko, der mir gegenübersaß, hob die Schultern. »Apitius ist ein Arzt, was sonst?«

»Ja. Noch etwas?«

»Ein Psychologe.«

»Auch.«

»Aber?« fragte Suko.

Ich warf den Bleistift auf den Schreibtisch. »Sorry, ich weiß es nicht. Diesser Mann ist mehr – nur was?«

»Ich glaube, John, da bist du bei mir an der falschen Adresse.«

Suko hatte recht. Er konnte mir ebensowenig helfen wie Florence Denning, in deren Wohnung ich bis zum Morgen unangefochten geschlafen hatte. Noch immer sah ich ihr überraschtes Gesicht vor mir, als sie erwacht war. Sie hatte überhaupt nicht mitbekommen, wer sie nach Hause gebracht hatte. Nach dem Erwachen war ihr einiges klargeworden, als wir uns am Frühstückstisch gegenübersaßen. Flo Denning konnte noch nicht klar denken. Sie nahm sich allerdings vor, über Ampitius zu recherchieren.

Wir hatten uns getrennt. Sie war in ihre Redaktion gefahren, ich in mein Büro, wo ich nun hockte.

»Wenn Mrs. Denning etwas erfährt, will sie dich anrufen – oder?«

»So ist es.«

»Verstehe ich nicht so recht. Sie braucht sich doch nicht um die Sache zu kümmern und nachzuforschen. Da kann sie zu ihrem Chef, Sir Wilfried, gehen und ihn ausfragen. Der muß den Mann doch kennen. Schließlich hat er das Haus an Ampitius verkauft.«

»Er kennt ihn anscheinend nicht.«

»Wenn das mal alles so stimmt.«

»Ich halte Sir Wilfried für einen integeren Menschen«, widersprach ich meinem Freund.

»Ich habe auch nichts Gegenteiliges gesagt, John. Wenn er das Haus

an Ampitius verkauft hat, müßte auch das Schreckgespenst mit verkauft worden sein. Du verstehst, was ich meine?«

»So ungefähr.«

Suko lachte. »Sir Wilfried hat ein Erbe übernommen. Ein Killer-Erbe, ein dämonisches, was weiß ich nicht alles. Und das muß ausgemerzt werden. Wahrscheinlich nicht über Ampitius, der ja aus dem Rennen ist.«

»Du vergißt Rudy.«

»Ein kranker Mensch, der aus der geschlossenen Anstalt ausgebrochen ist, John.«

»Und weshalb gerade in das Haus des Presse-Clubs?«

Ich lächelte. »Das werde ich herausfinden.«

»Von hier aus?«

»Willst du mich loswerden?«

»Das nicht. Ich denke nur an Florence Denning. Sie ist doch die Frau, die recherchieren will und sich dabei in eine große Gefahr begibt. Man sollte auf sie achtgeben.«

»Das werde ich, Suko. Allerdings bin ich mir sicher, daß tagsüber kaum etwas passiert.«

»Du mußt es wissen.« Er räusperte sich. »Und, so frage ich mich, wer Rudy war.«

»Ein Kranker.«

»Nur ein Kranker? Weshalb ist er eingeliefert worden? Vielleicht ist sein Schicksal mit dem des Monstrums verknüpft.«

»Möglich.« Ich sprach erst weiter, als ich Sukos ärgerliches Gesicht sah. »Zum Glück kann ich dich beruhigen. Bevor ich ins Büro kam, war ich bereits in der Fahndungs-Abteilung. Man kümmert sich dort um Rudy und seine Vergangenheit. Vielleicht ist er irgendwo aufgefallen. Möglich ist alles.«

»Dann warten wir.«

Ich nickte betrübt. »Und das alles ohne Kaffee.«

»Koch dir selbst welchen.«

»Das kann ich nicht so gut wie Glenda.«

Unsere gemeinsame Sekretärin war für drei Tage auf einem Lehrgang. Einweisung in die neueste EDV-Bürotechnik. Ich mochte das Gebiet nicht, konnte mich aber auch nicht dagegenstellen, und so mußten wir ohne sie auskommen. Dafür klopfte es gegen die Vorzimmertür – wir hörten es, weil die Verbindungstür offenstand –, und ich rief mein »Come in«.

Es war ein junger Mann aus der Fahndungs-Abteilung, der einen Schnellhefter unter dem Arm hatte. »Hier sind die Unterlagen für Sie, Sir.«

»Danke.« Ich nahm den Hefter entgegen und schlug ihn auf. Er war gut gefüllt, denn über Rudy hatte man einiges im Archiv gefunden.

Mit vollem Namen hieß er Rudy Peters. Geboren war er in Leicester und erst im Alter von fünfzehn Jahren nach London gekommen.

Zusammen mit seinen Eltern, denn der Vater hatte einen Job in einem Kraftwerk angenommen. Die Familie war fünf Jahre nicht aufgefallen, bis es zu einer schrecklichen Bluttat gekommen war. Da hatte Rudy beide Elternteile erstochen. Auch die Kopien der Gerichtsprotokolle waren beigeheftet worden. Ich überflog die Aussagen des Angeklagten und stieß immer wieder auf eine Bemerkung, die zwar variierte, im Prinzip aber so stehenblieb. Rudy hatte stets von einem Monstrum gesprochen, das ihn angeblich geleitet haben soll. Von einem Freund war die Rede gewesen, und zum erstenmal fiel auch der Name Anchor.

Als ich ihn vorlas, wurde Sukos Blick starr. »Haben wir da die Verbindung?«

»Wahrscheinlich. Fest steht jetzt für mich, daß Rudy Anchor kannte. Demnach war sein Erscheinen in diesem Haus nicht zufällig.«

Suko zog ein nachdenkliches Gesicht. »Wenn das so ist, stehen beide in Verbindung.«

»Das glaube ich auch.«

»Ein Dämon und ein geisteskranker Mensch«, murmelte Suko. »Irgendwie paßt beides nicht zusammen.«

»Das denke ich auch. Dennoch müssen wir uns mit den Tatsachen abfinden. Rudy und Anchor…«

»Vergiß Ampitius nicht, in dessen Klinik er eingeliefert wurde. Schau doch mal nach, ob dieser Arzt in den Gerichtsprotokollen erwähnt wird.«

Ich blätterte weiter und fand tatsächlich den Namen Ampitius. Er hatte Rudy zwar nicht verteidigt, aber das Gutachten gestellt, um den Angeklagten in seine Klinik einweisen zu lassen.

»Der Kreis schließt sich.« Suko lächelte sparsam.

»Jetzt möchte ich nur wissen, ob Ampitius Rudy Peters in das Haus geschickt hat.«

»Frag ihn.«

Ich stand auf. »Das mache ich auch.«

»Und Florence Denning?«

»Du hast recht, Suko. Ich sollte ihr Bescheid geben. Vielleicht hat sie schon etwas herausgefunden.« Ich hob den Hörer ab und wählte die Nummer der Reporterin.

Leider bekam ich sie nicht an den Apparat. Sie wäre außer Haus, hieß es.

»Und wo kann ich sie erreichen?«

»Das hat sie nicht gesagt, Sir. Florence hinterließ keine Nachricht.«

»Ist das bei Ihnen üblich?«

»Es kommt vor.«

Ich schleuderte den Hörer wütend zurück und nickte Suko zu.
»Allmählich werde ich sauer. Hier geht jeder seinen eigenen Weg.«
»Wie auch ich.«
»Was meinst du damit?« Ich schaute ihn verwundert an.
Suko stand auf. »Ich werde mich dort umschauen, wo du angegriffen worden bist.«
»Im Presse-Club?«
»Ja. Denk an die Geschichte des Hauses. Hast du mir nicht berichtet, daß es dort spuken soll?«
»Stimmt. Anchor, das Monster.«
»Möglicherweise hält sich das Schreckgespenst noch in den Räumen versteckt. Man sollte da jeder noch so kleinen Spur nachgehen. Den Täter zieht es oft genug an den Ort seiner Tat zurück.«
Ich grinste ihn an. »Vielleicht treffen wir uns.«
»Ja, dann bring was zu essen mit. Ich habe nämlich jetzt schon Hunger…«

***

Natürlich lag die Klinik des Dr. Ampitius in einem weitläufigen Park mit hohen Bäumen und gepflegten Wegen. Allerdings gab es zwei Häuser. Das eine ein repräsentativer Säulenbau, das zweite ein grauer Betonkasten, der hinter dem ersten Haus ziemlich versteckt lag, vergitterte Fenster besaß und wohl nicht gern gezeigt wurde.
Aber gerade dieser Bau interessierte mich.
Ich hatte den Rover auf dem offiziellen Parkplatz abgestellt. In den Park konnte jeder Besucher, ohne kontrolliert zu werden. Die Kontrolle begann erst hinter dem Glaseingang des Haupthauses, wo Männer in Uniform hockten. Sie gehörten zu einer privaten Überwachungsfirma und sahen direkt gefährlich aus.
Ich hatte die Idylle des Parks verlassen und stand einem der Aufpasser gegenüber.
Der Mann starrte mich aus kalten Fischaugen unter seinem Mützenschirm hinweg an. »Sie wünschen?«
»Zu Dr. Ampitius möchte ich.«
»Sie sind sicherlich angemeldet?«
»Das bin ich nicht.«
»Tut mir leid«, sagte der Mann mit seiner Kratzstimme. »Ich kann Sie nicht hineinlassen. Der Doktor ist beschäftigt. Er hat seine festgelegten Termine. Versuchen Sie es ein anderes Mal, wenn Sie sich angemeldet haben.«
»Ich will ihn jetzt sprechen.« Meine Handbewegung zum Ausweis verstand der andere falsch und umklammerte blitzschnell mein rechtes Gelenk.
Ich blieb ruhig. »Wollen Sie einen Polizeibeamten in der Ausübung

seines Dienstes behindern?«

»Polizei?« Der Griff lockerte sich schon.

»Scotland Yard.«

Er ließ mich los, so daß ich ihm den Ausweis zeigen konnte.

Der Mann gab ihn mir zurück und ging zum Telefon. Die Anlage befand sich hinter Glas, wo der zweite Wachtposten saß und einen Monitor beobachtete. Sein Kollege bekam Verbindung. Er winkte mich sogar in die Kabine. Ich stellte fest, daß es Panzerglas war.

»Er möchte Sie sprechen.« Ich bekam den Hörer gereicht und meldete mich mit einem knappen »Ja.«

»Muß die Unterredung jetzt sein, Mr. Sinclair?«

»Ja, Doc.«

»Ich habe viel zu tun, und zwar bis in den späten Abend hinein. Morgen ginge es.«

»Sorry, darauf kann ich nicht eingehen. Es geht um Mord. Ich kann Ihnen natürlich eine offizielle Vorladung überreichen…«

»Nein, nein, lassen Sie mal.«

»Dann werde ich zu Ihnen kommen.«

»Ja, ich erwarte Sie in meinem Büro. Ich schicke Ihnen jemand, der Sie begleitet.«

Der Mann traf wenig später ein. Es war einer der Pfleger, die auch in der gestrigen Nacht ihren Chef begleitet hatten. »Kommen Sie mit«, sagte er nur.

Wir durchschritten die luftig wirkende Eingangshalle und erreichten eine Treppe, die in die höheren Etagen führte. Der Pfleger ging vor. In der ersten Etage lagen die Geschäftsräume des Klinikleiters.

Sie umfaßten mehrere Zimmer. Frauen saßen in zwei Sekretariaten und hämmerten auf Schreibmaschinen.

Das größte Büro besaß Ampitius selbst. Man schaute durch die Fenster in den Park und über eine Mauer auf die Straße.

Ampitius trug noch immer seine getönte Brille, und der Knebelbart wirkte wie frisch gekämmt. Lächelnd kam er auf mich zu und deutete auf eine moderne Sitzgruppe. Der grüne Veloursstoff sollte wohl beruhigen.

»Möchten Sie etwas trinken, Mr. Sinclair?«

»Nein, danke.«

Wir nahmen Platz und musterten uns. Mir kam der Kerl äußerst nervös vor, kein Wunder, nach dieser Nacht!

»Es geht um Rudy Peters.«

Ampitius nickte. »Das habe ich mir gedacht.«

»Inzwischen weiß ich mehr über ihn. Ich habe mir die Gerichtsprotokolle kommen lassen. Er ist ein Mörder.«

»Ja, er tötete seine Eltern.«

»Ohne Motiv?«

»Ich weiß es nicht, Mr. Sinclair.«
»Entschuldigen Sie, aber Sie waren der Gutachter.«
»Das stimmt natürlich. Dennoch habe ich nicht herausfinden können, welches Motiv ihn leitete. Auch jetzt verhält er sich ziemlich verstockt, obwohl er mich als seinen Freund ansieht. Was ihn damals dazu trieb, die. Bluttat zu begehen, ist mir nicht bekannt.«
Ich nickte und redete dabei weiter. »Bei Durchsicht der Protokolle stieß ich auf den Namen Anchor. Rudy hat des öfteren von ihm gesprochen. Welche Verbindung hatte er zu diesem Gespenst?«
Dr. Ampitius begann zu lachen. »Gespenst ist gut, sogar sehr gut. Das ist doch eine alte Mär, die sich um das Haus rankt, das ich verkaufte. Ich habe ja einige Zeit darin gelebt, aber von einem Gespenst nichts entdeckt.«
»War Rudy da schon bei Ihnen?«
»Ja, in den ersten Monaten nach seiner Einlieferung. Ich merkte sehr bald, daß dieses Haus zu klein wurde, weil sich die Zahl meiner Patienten verdoppelte.«
»Rudi könnte also zu Anchor Kontakt gehabt haben.«
»Nein!« erklärte der Arzt lächelnd.
»Und weshalb nicht?«
»Weil es diesen Anchor nicht gibt. Mr. Sinclair, es gibt keine Gespenster. Oder glauben Sie etwa daran?«
»Ich habe zumindest schon Dinge erlebt, die mich daran zweifeln lassen.«
Sein Blick wurde starr. Jetzt wirkte Ampitius so, als würde er an meinem Verstand zweifeln. »Das können Sie mir doch nicht erzählen. Sie als Polizist glauben an Gespenster?« Er lachte. »Entschuldigen Sie, ich kann nur lachen. Wenn Sie tatsächlich an Gespenster glauben, sind Sie ein Fall für mich und meine Klinik.«
»Das Vergnügen kann ich Ihnen leider nicht bereiten. Ich untersuche einen rätselhaften Mordfall an einer jungen Frau. Sie ist auf eine furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen. Die Einzelheiten möchte ich Ihnen ersparen, aber man könnte den Eindruck haben, daß es bei dem Mord nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Tut mir leid, wenn ich Ihnen das so drastisch sagen muß.«
»Ich sehe das anders.«
»Ihr gutes Recht. Dennoch bringen Sie mich nicht von meiner Gespenster-Theorie ab. Ich möchte Sie bitten, mich mit Rudy Peters reden zu lassen.«
Ampitius verzog den Mund. »Das wird kaum klappen, Mr. Sinclair. Der Patient braucht absolute Ruhe. Die Ereignisse der gestrigen Nacht haben ihn zu sehr aufgewühlt.«
»Ich möchte ihn trotzdem sprechen.«
»Es ist nicht möglich.«

»Er kann reden.«

Ampitius bewies eine gewisse Überlegenheit. »Im Augenblick nicht, Mr. Sinclair. Ich habe ihm ein Schlafmittel verabreicht. Rudy wird den gesamten Tag über nicht aufwachen. Oder möchten Sie bis zum Abend warten, um dann mit ihm zu reden.«

Ich winkte ab. »Sie wissen genau, daß dies meine Zeit nicht erlaubt, Doktor.«

»Dann tut es mir leid. Kann ich Ihnen sonst noch behilflich sein?«

Er saß bereits auf den Sprung, um mich zu entlassen.

Ich überlegte. Klar, er hätte Rudy ein Schlafmittel verabreichen können. In zahlreichen Anstalten setzte man die Kranken durch Psychopharmaka ruhig, aber in mir blieb ein Rest von Mißtrauen. Dafür hatte ich eigentlich keinen Grund. Möglicherweise lag es an der Person des Dr. Ampitius. Es gibt Menschen, die sind einem auf Anhieb unsympathisch, und diesen Arzt zählte ich dazu.

»Meine Zeit ist wirklich begrenzt, Mr. Sinclair. Wenn Sie morgen wiederkommen, bereite ich Rudy auf einen Besuch vor. Es ist nämlich nicht einfach, mit ihm zu reden.«

»Da wäre noch etwas«, sagte ich.

»Bitte…«

»Es geht um eine Frau. Sie heißt Florence Denning und ist Reporterin. Hat sie sich heute morgen bereits bei Ihnen gemeldet?«

»Ja«, gab er zu und lächelte dabei. »Ihr ist das passiert, was jedem widerfährt, der mich ohne vorherige Terminabsprache sprechen will. Ich habe sie nicht empfangen.«

»Sie war aber in der vergangenen Nacht dabei.«

»Das mag ja sein, doch ich bin Reportern gegenüber sehr vorsichtig.« Er rückte am rechten Bügel seiner Brille, ohne sie allerdings abzunehmen. »Da habe ich schlechte Erfahrungen gemacht.«

Ich lächelte, obwohl ich innerlich sauer war. »Da kann man wohl nichts machen.«

Dr. Ampitius stand auf »Tut mir leid.« Er ging zur Tür und öffnete sie. Wie auf Bestellung stand der Pfleger im Gang, der mich auch hergebracht hatte.

»Mr. Sinclair möchte gehen.« Ampitius wandte sich dann noch einmal an mich. »Wie gesagt, wahrscheinlich werden Sie morgen mit Rudy reden können. Kann ich Sie anrufen?«

»Sicher.«

»Bis dann, Mr. Sinclair.«

Der Pfleger brachte mich auch wieder zurück. Er sprach nicht und trottete mit gesenktem Kopf neben mir her.

Draußen schien die fahle Sonne. Es war schwül geworden. Ich ging zu meinem Wagen und kam mir vor wie jemand, den man auf nette Art und Weise hinauskomplimentiert hatte.

Nur mochte ich so etwas nicht und zog meine Konsequenzen.
Freund Ampitius sollte sich wundern…

***

Florence Denning stand dort, wo der Park nicht mehr so gepflegt war, denn in diesen Bereich verirrte sich kaum ein Besucher. Wer etwas sehen und besichtigen wollte, wurde in das repräsentative Haus geführt und nicht dorthin, wo der Betonklotz stand, in dem die schweren Fälle untergebracht worden waren.

Es fehlte nur noch eine Eisentür. Die war nicht vorhanden, als Eingang diente eine dicke Holztür, die man höchstens mit einer Axt aufschlagen konnte, wenn man keinen Schlüssel besaß.

Florence wollte ins Haus. Sie hatte es sich sehr genau überlegt und auch mit Sir Wilfried noch gesprochen. Allerdings nicht über ihr Vorhaben, nur über Ampitius und das Schreckgespenst. Die tote Marylin mußte eine Spur von ihm gefunden haben, und diese Spur führte zur Klinik. Sie hatte sich ihrer Kollegin gegenüber zwar stets zu schweigsam verhalten, aber einmal war die Sprache auf zwei große Häuser gekommen und auf das Thema der kranken Menschen.

Darauf fußte Flos Plan.

Sie war mit einem Taxi gekommen und hatte sich auf das Klinikgelände geschlichen. Offene Überwachungskameras sah sie nicht.

Dafür spendeten die Bäume genügend Schatten, den Florence ausgenutzt hatte. Sie hoffte, nicht gesehen worden zu sein.

Jetzt stand sie hinter einer Buschgruppe und beobachtete das Haus. Es lag im Sonnenlicht und sah unbewohnt aus. Als wäre das Haus unbewohnt.

Flo Denning fragte sich auch, ob es einen zweiten Ausgang gab.

Aus sicherheitstechnischen Gründen hätte dies sein müssen, aber der würde wohl an der Rückseite liegen und auch verschlossen sein.

Wie gelangte sie ins Haus? Das war ein Problem. Zudem wollte sie mit Rudy reden, der sicherlich mehr über den gefährlichen Fall wußte, auch wenn er sich in der vergangenen Nacht von seiner krankesten Seite gezeigt hatte.

Florence verließ ihre Deckung und schritt über den weichen Grasboden. Sie hatte das Gefühl, es allmählich zu schaffen und tatsächlich ungesehen die Rückseite zu erreichen.

Erst jetzt sah sie den schmalen Weg. Und auf ihm parkte der hohe Kastenwagen, mit dem in der vergangenen Nacht Ampitius und seine beiden Helfer gekommen waren.

Er war dunkelgrau gestrichen, wirkte allein durch seine Farbe schon bedrohlich. Hinzu kamen die beiden vergitterten Seitenfenster und die breite Schiebetür in der Mitte.

Flo kam dicht an den Wagen heran und warf einen Blick in das Führerhaus.

Es war leer. Man hatte die Türen abgeschlossen. Sie schritt um den Wagen herum, weil sie sich auch die Hecktür anschauen wollte.

Auch sie konnte von außen nicht geöffnet werden.

Über ihr, in den Kronen der Bäume, stritten sich Vögel mit lautem Zwitschern. Sie schrien dabei, als würden ihre Federn einzeln ausgerupft. Diese Geräusche übertönten alles, auch die Schritte des Mannes, der im hinteren Teil des Gartens gelauert und sich jetzt vorgeschoben hatte. Der Wagen stand zwischen ihm und Florence Denning.

Sie erschrak, als sie das leise Lachen hinter sich hörte. »Ja, wen haben wir denn da?«

Flos Herz begann wild zu schlagen. Gleichzeitig dachte sie über eine Ausrede nach, aber ihr fiel so schnell keine ein. Vielleicht hatte sie die Folgen der letzten Nacht auch noch nicht ganz überstanden, jedenfalls hörte sie den Befehl des hinter ihr Stehenden.

»Umdrehen!«

Florence Denning gehorchte – und erschrak zum zweitenmal, denn der Mann vor ihr bedrohte sie mit einer Schrotflinte. Die Waffe besaß zwei Läufe, deren Mündungen sie böse anglotzten. Auch der Mann glotzte starr. Florence kannte ihn. Es war einer der beiden Pfleger, die Dr. Ampitius in der Nacht begleitet hatten.

Auf dem Gesicht des Mannes zeichnete sich ein gewisses Erkennen ab. »Haben wir uns nicht schon gesehen, Süße?«

»Kann sein.«

»Ja«, der Pfleger sprach gedehnt und fügte ein Grinsen hinzu.

»Das war in der vergangenen Nacht. Du hast doch auch am Haus gestanden und dumm aus der Wäsche geschaut. Hattest dir einen genommen, wie?«

»Möglich.«

»Und was willst du hier?«

»Zu Dr. Ampitius.«

»Ohne Anmeldung?«

»Ich hatte mir das zu schnell überlegt.«

»Klar.« Der Mann nickte. Seine Waffe bewegte sich dabei um keinen Millimeter. Er hielt sie mit beiden Händen fest. »Ausgerechnet in dem Bau für Schwerkranke suchst du ihn?«

»Ich… ich kenne mich hier nicht aus. Ich weiß nicht, wo er sein Büro hat. Ich war auf dem Weg zu ihm. Wenn Sie mich hinbringen würden, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«

Der Mann ließ seine Blicke über ihre Gestalt gleiten. Florence Denning trug weiße Jeans, Turnschuhe und ein dünnes T-Shirt, dessen Saum bis über den Gürtel fiel. »Ich kann dich irgendwo hinbringen,

Süße. Und zwar ins Grab. Wir mögen keine Schnüffler.«

Flo Denning hatten die Worte hart getroffen. Dennoch riß sie sich zusammen. »Was soll der Quatsch? Wollen Sie mich umbringen?«

»Das ist die beste Möglichkeit, um Schnüffler los zu werden.«

»Haben Sie darin Erfahrung?«

»Vielleicht.«

»Ich vermisse eine Kollegin. Marylin Mansfield. Auch sie wurde getötet. Waren Sie das auch?«

»Das kann ich nicht sagen.«

Flo merkte, wie ihre Stimme vibrierte, als sie sagte: »Ich werde jetzt gehen, und Sie halten mich nicht auf.« Demonstrativ drehte sie dem Mann den Rücken zu. Sie glaubte nicht daran, daß er es wagte, ihr in den Rücken zu schießen.

Zwei Schritte ließ er sie gehen, dann hörte sie hinter sich das Rascheln des Grases, als sich der Pfleger mit schnellen Schritten vorbewegte und zuschlug.

Der Doppellauf traf das Mädchen am Nacken. Flo stieß noch einen langen Seufzer aus und kippte zu Boden, als wären ihr die Beine weggerissen worden.

Breitbeinig blieb der Mann neben ihr stehen. Er grinste böse, hielt die Schrotflinte gesenkt, deren Mündungen auf den Körper der Frau wiesen. Florence Denning war nicht bewußtlos geworden, aber der Treffer hatte sie paralysiert.

In ihrem Gehirn schien sich die Watte ausgebreitet zu haben. Sie spürte den Schmerz im Hals, der sich auch weiter nach oben drängte und gegen die Schädeldecke klopfte.

»Schnüffeln wolltest du«, sagte der andere. Seine Stimme kam ihr vor, als stünde er meilenweit entfernt. »Aber so etwas hasse ich. Wir mögen keine Typen, die hier herumlaufen, dafür haben wir ein bestimmtes Mittel, um sie loszuwerden.«

Er hatte seine Worte kaum ausgesprochen, als er sich bückte, Flo hochzerrte und mitschleifte.

Sie bekam nicht mit, wohin sie geschleppt wurde, und sie sah auch nicht, daß der andere mit der freien Hand die hintere Tür des Kastenwagens aufschloß. Seine Waffe hatte er ins Gras geworfen.

Der Pfleger schleuderte das Mädchen in den Wagen, lachte rauh auf und sagte mit lauter Stimme: »Die nächste…«

Diese Worte vernahm auch Florence Denning, trotz ihres Zustandes. Sie überlegte noch einen Schritt weiter und fragte sich, ob ihr das gleiche Schicksal bevorstand wie Marylin…

***

Es gibt gewisse Situationen, da reagiere ich äußerst stur. Vielleicht liegt es daran, daß ich schottische Eltern habe. Die Schotten sind ja als

stur verschrien, es lag aber auch an der Behandlung, die ich bei Ampitius erfahren hatte. Mein Mißtrauen ihm gegenüber, war nicht gewichen, eher noch gestiegen.

Er hatte mich loswerden wollen, das war zu merken gewesen. Wo lag der Grund?

Wahrscheinlich hatte er etwas zu verbergen. Da es zwei Häuser gab, in dem einen, wo die schweren Fälle untergebracht waren, mußte auch Rudy liegen, wollte ich mir diesen Bau einmal näher ansehen, und zwar ohne Erlaubnis.

Ich ging nicht direkt hin, sondern fuhr bis zur Straße und fand dort einen vom Park aus nicht einsehbaren Parkplatz.

Minuten später war ich wieder auf dem Grundstück. Diesmal bewegte ich mich sehr vorsichtig. Die Schwestern und Pfleger, die Kranke ausführten, sollten mich nicht unbedingt sehen. Man hatte jetzt auch ein Tor geschlossen. Daß es überhaupt existierte, war mir bei meiner Ankunft nicht aufgefallen, da es sich im Boden versenken ließ.

Ich hielt mich im Schatten der Mauer und blieb dabei auch unter dem Geäst der Bäume.

So hoffte ich, von niemandem gesehen zu werden und passierte das elegante Haupthaus an der Schmalseite.

Als ich dessen Rückfront erreicht hatte, sah ich den zweiten Bau vor mir. Er war widerlich. Klotzig, viereckig, mit vergitterten Fenstern, bestand aus Betonteilen und besaß ein flasches Dach, aus dem, zwei Fingern gleich, schmale Kamine ragten.

Und er sah mir verdammt abgeschlossen aus.

So etwas hatte mich jedoch noch nie mutlos gemacht. Ich umschritt den Bau einmal und sah plötzlich den Kastenwagen vor mir, den ich von der vergangenen Nacht her kannte.

Er hob sich ebenfalls als grauer Klotz mit vier Rädern vom Grün des Rasens ab.

Ich warf einen schnellen Blick in das Führerhaus und sah es leer.

Dann ging ich weiter, erreichte die verschlossene Eingangstür, mußte wieder zurück und schaute mir die Rückseite des Hauses an, wo dicht an der Mauer ein schmaler Weg entlanglief, der vor einer Hintertür endete.

Bei ihr schaute ich mir das Schloß genauer an.

Es war schwierig, das Schloß zu knacken. Wenigstens nicht mit den Werkzeugen, die ich bei mir trug.

Aber ins Haus wollte ich.

Sämtliche Fenster waren vergittert. Da hätte ich Herkules sein müssen, um die Stäbe zu biegen. Vielleicht gab es eine andere Chance, deshalb ging ich wieder zur Vorderseite, denn neben der Tür existierte eine Klingel im Mauerwerk.

Die drückte ich.

Da das Holz sehr dick war, hörte ich nicht einmal das Geräusch der Klingel. Aber ich erreichte zumindest, daß sich in der Tür eine Klappe öffnete und mir das verkniffene Gesicht einer älteren Frau entgegenschaute. Der mußte man hart kommen, was ich auch tat.

»Öffnen Sie! Polizei!« Gleichzeitig präsentierte ich ihr meinen Ausweis. Sie starrte ihn an und schloß tatsächlich die Tür auf. Es schien doch noch Leute zu geben, die vor der Polizei Respekt oder ein schlechtes Gewissen hatten.

Ich war erst mal drin.

Wer noch nicht trübsinnig war, konnte es in diesem Bau werden.

Grauer Stein, kaltes Leuchtstoffröhrenlicht, an der rechten Seite ein Büro, in dem die Frau gesessen hatte. Sie trug einen weißen, nicht zugeknöpften Kittel.

»Was wollen Sie?«

»Ich möchte einen Ihrer Patienten besuchen. Rudy Peters.«

»Und?«

»Nichts und.«

»Haben Sie die Erlaubnis des Doktors?«

Manchmal siegt Frechheit. Nach diesem Motto verfuhr ich auch und zeigte auf das schwarze Telefon in ihrem Büro. »Rufen Sie ihn an und erkundigen Sie sich.«

»Das mache ich auch.«

Verdammt, jetzt saß ich in der Tinte. Diese Frau, die das Haar schwarz gefärbt hatte und sehr kurz trug, war mit allen Wassern gewaschen. Wenn Ampitius erfuhr, daß ich in dem zweiten Bau steckte, gab es Ärger. Sie bekam tatsächlich Verbindung. Ich hörte sie unwirsch werden und sie dann sagen: »Suchen Sie ihn doch, zum Teufel!«

Sie legte auf.

»Was sagt der Doc?« Ich hatte wieder Oberwasser bekommen, weil sich das Schicksal diesmal auf meine Seite geschlagen hatte.

»Er ist nicht da.«

»Bis er kommt, kann ich nicht warten. Bringen Sie mich zu Rudy Peters Zelle.«

Sie starrte mich an.

Ich wollte ihr keine Zeit zum Nachdenken geben. »Machen Sie schon, ich habe es eilig.«

Da stimmte sie zu. »Ja, ich werde Sie selbst hinbringen.« Sie tauchte wieder in ihr Büro und nahm dort einen bestimmten Schlüssel aus einem kleinen Fach.

Der Schlüssel besaß zwei gezackte Bärte. Sie hielt ihn in der Hand wie ein kostbares Stück Gold.

»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte ich.

»Ruth Westman.«
»Sind Sie schon lange hier angestellt, Mrs. Westman?«
»Gehört die Ausfragerei auch zu Ihrem Besuch? Habe ich mir etwas zuschulden kommen lassen?«
»Nein, das nicht.«
»Na bitte.«
Es war ein deprimierender Flur, durch den ich geführt wurde.
Kahl und grau. Aus einem Flur drang Essensgeruch; Einmal hörte ich einen lauten Schrei, dann wieder ein Lachen, das sehr hart klang.
Vier Etagen besaß der Bau, wir mußten in die dritte. Dort lag Rudys Zelle.
Ein Gang, grau gestrichen. Das Einerlei der Wände wurde durch gelb lackierte Türen aufgelockert. So sah kein modernes Rehabilitationszentrum für geistig Kranke aus.
Das war schlimmer als ein Gefängnis.
Vor Rudys Tür blieb sie stehen und schloß auf. »Ich werde bei Ihnen bleiben, so lauten die Vorschriften.«
»Bitte, dagegen habe ich nichts.«
Sie drückte die Tür auf, nickte mir zu und ließ mir den Vortritt. Ich betrat die kahle Zelle, schaute auf eine Wand ohne Fenster und blickte dann nach links.
Ich sah das Bett – und Rudy!
Nein, nicht mehr Rudy, sondern das, was der Killer von ihm übriggelassen hatte.
Es war wie bei Marylin.
Furchtbar, grauenhaft, unbeschreiblich, und ich hörte neben mir das schwere Ächzen der Ruth Westman.
»Anchor«, ächzte sie, »Anchor…« Dann fiel sie mir entgegen …

***

Ich hatte sie auffangen können, hielt sie fest und glaubte allmählich daran, daß ein jeder in dieser verfluchten Klinik über Anchor Bescheid wußte, nur ich nicht.
Und das machte mich sauer.
Ich legte die Frau zu Boden. Sie war nicht bewußtlos geworden, aber dieses schreckliche Bild hatte ihr einen Schock versetzt. Bleich wie kaltes Lammfett war ihr Gesicht, die Lippen zitterten. Ich kniete mich so neben sie, daß sie, wenn sie schaute, nicht zum Bett hinsehen konnte.
Mit den Fingern der rechten Hand schlug ich leicht gegen ihre Wangen. »Wie geht es Ihnen? Sind Sie wieder okay? Brauchen Sie etwas?«
»Einen… einen Gin.«
»All right, wo finde ich den?«

»In meinem Büro, aber ich… ich gehe mit Ihnen. Warten Sie. Helfen Sie mir bitte hoch.«

Bei dieser Hilfe stellte ich mich auch weiterhin so, daß sie nicht zum Bett blicken konnte. Ruth Westman zitterte und klapperte mit den Zähnen. Ihr Gesicht war mit kaltem Schweiß bedeckt, der Mund stand halboffen. Säuerlicher Atem strömte über ihre Lippen.

Gemeinsam verließen wir die Zelle. Ich warf noch einen letzten Blick zurück, denn ich wollte mich überzeugen, ob Rudy tatsächlich auf die gleiche Art und Weise gestorben war wie Marylin.

Er war es.

Ein Skelett, ein paar Kleidungsstücke, viel Blut…

Ich räusperte mir die Kehle frei. Ruth Westman lehnte an der Gangwand. Mit fünf Fingern fuhr sie durch das gefärbte Haar, die andere Hand hatte sie zur Faust geballt. Dabei hob sie den Kopf und schaute mich an.

»Können Sie laufen?«

»Sicher.«

So ganz klappte es nicht. Deshalb stützte ich sie ab. Die Zellentür hatte ich wieder zugezogen, aber ich dachte jetzt schon an meinen zweiten Besuch bei Ampitius. Er würde mir einiges erklären müssen. Und auch Ruth Westman hatte den Namen Anchor erwähnt.

Noch auf der Treppe sprach ich sie darauf an.

»Es ist eine Legende«, sagte sie. »Wir wissen davon. Ein Londoner Gespenst, ein Schreckgespenst, das grausam tötet. Wir haben es immer für eine Legende gehalten, auch ich, aber jetzt…«

»Sie haben Anchor nie gesehen?«

»Nein, aber er soll des Nachts hin und wieder durch die Gänge schleichen. Er ist mitgekommen, wissen Sie, und wahrscheinlich will er wieder zurück in das andere Haus. Dort hat er sich am wohlsten gefühlt, wie ich hörte.«

»Kennt der Doktor Anchor auch?« erkundigte ich mich.

»Ja, er muß ihn kennen, auch wenn wir nicht darüber gesprochen haben. Aber er kennt ihn schon.«

»Dann werde ich ihn fragen.«

»Ja, tun Sie das.«

Wir hatten inzwischen das Erdgeschoß erreicht und brauchten nur noch ein paar Schritte zu ihrem Büro zu gehen. Erst jetzt sah ich den Vorhang, der es in zwei Hälften teilte.

»Was liegt dahinter?« fragte ich.

»Eine Waschgelegenheit«, stöhnte sie und ließ sich auf den hölzernen Schreibtischstuhl fallen.

»Und wo finde ich den Gin?«

»Auch hinter dem Vorhang.«

»Okay.« Ich ging den einen Schritt, packte die Falte in der Mitte und

riß den Stoff nach links.

Im gleichen Augenblick wurde ich zu Eis. Ich sah kein Waschbecken, keinen Gin, auch keine Gläser.

Dafür die breitschultrige Gestalt des Pflegers, der mich über den Lauf einer Schrotflinte hinweg angrinste und etwas unternahm, bevor ich noch reagieren und meine Nahkampfkenntnisse einsetzen konnte.

Er rammte die Läufe vor. Beide Mündungen trafen direkt oberhalb der Gürtelschnalle, und es tat verdammt weh. Mir wurde grau vor Augen und verdammt übel.

Aus der Gestalt wurde ein verzerrter Schatten, aus dessen Zentrum etwas auf mich zuflog.

Ich wuchtete mich noch nach rechts, landete auf dem Schreibtisch, hinter dem die Frau hockte, fegte alles herunter und konnte dem Schatten doch nicht entwischen, der immer länger wurde.

Während er mich traf, hörte ich den Schrei der Ruth Westman. Ich dachte noch an die Schrotflinte und deren Doppellauf, dann verlöschten für mich mal wieder die Lichter…

***

Suko hatte zwar in den Presse-Club fahren wollen, er war aber zuvor zu seinem Chef, Sir James, gegangen und hatte mit ihm über das Problem gesprochen.

Sir James war vorsichtig. »Wir bewegen uns hier auf einem heißen Pflaster, Suko. Ich kenne Sir Wilfried. Er ist ein Mensch, der nichts so sehr haßt wie Ungerechtigkeiten. Um im Presse-Club Böses zu vermuten, müssen Sie schon schwere Geschütze auffahren lassen.«

»War der Mord nicht schwer genug?«

»Ja, aber der Killer ist geflohen.«

»Ein Dämon, Sir.«

»Nein, ein Gespenst.«

»Meinetwegen auch das. Ich glaube, daß die Fäden im Presse-Club zusammenlaufen. Das Haus ist alt. Ich hatte Sir Wilfried gebeten, etwas über seine Historie herauszufinden, und ich hoffe, daß ich es in der nächsten halben Stunde bekomme.«

»Das ist alles legitim. Sir Wilfried hat auch zugestimmt. Was wollen Sie noch von mir?«

»Daß Sie mit Sir Wilfried sprechen und ihn bitten, mir die Erlaubnis zu geben, den Club zu betreten und dort bleiben zu können. Mehr will ich nicht.«

Sir James nickte. »Ich denke, daß sich so etwas machen läßt. Jedenfalls werde ich mit ihm sprechen. Sie können ruhig hierbleiben, Suko«, fügte er rasch hinzu, als er sah, daß sich der Chinese erheben wollte. »Vielleicht können Sie auch mit ihm reden.«

Für einen Normalbürger war es nicht einfach, an Sir Wilfried

heranzukommen. Bei Superintendent Sir James Powell klappte dies sofort. Die Sprechanlage war eingeschaltet, so daß Suko mithören konnte.

Die beiden Männer begrüßten sich. Der Verleger fragte sofort, ob die Nachricht mittlerweile eingetroffen sei.

»Nein, wir warten noch darauf.«

»Dann wird sie bald kommen. Womit kann ich Helfen, Sir James?«

Der Superintendent legte ihm das Problem dar. Er sprach ruhig und gelassen, überstürzte nichts, und Sir Wilfried hörte ihm schweigend zu. »Ist es also möglich, daß Inspektor Suko den Tag und auch die Nacht im Presse-Club verbringen kann?«

»Wir haben ihn geschlossen.«

»Wie sieht es mit einer Ausnahme aus?«

»Das ist schwer…«

»Suko würde gern selbst mit Ihnen reden. Moment, er ist bei mir.«

Sir James drückte dem Inspektor den Hörer in die Hand.

Auch Suko legte seine Vermutungen offen, und daß er fest damit rechnete, eine Spur des Gespenstes zu finden.

»Weshalb gerade im Club?«

»Da ist der Mord passiert, Sir, und ich meine, daß dort vieles seinen Anfang genommen hat.«

»Ja, das Haus ist sehr alt. Es hatte auch keinen guten Ruf, weil es als verflucht galt.«

»Wieso?«

»Das werden Sie noch lesen können. Etwas anderes. Wie sieht es mit Ihrem Kollegen John Sinclair aus?«

»Der kümmert sich um den Arzt.«

Sir James schluckte. »Sie halten Dr. Ampitius für schuldig, Inspektor; Das kann ich mir nicht vorstellen. Viele feiern ihn als einen Wohltäter. Er hat einiges für die kranken Menschen getan. Er bekommt Geld aus dem staatlichen Spendentopf. Ich bin überrascht.«

»Jeder ist so lange unschuldig, bis das Gegenteil bewiesen ist, Sir. Denken Sie an Ihre ermordete Mitarbeiterin.«

»Ja, ja, da haben Sie recht.«

»Vielleicht könnte ich mit Miß Denning zusammen…«

»Das geht nicht. Sie ist nicht da und hat auch keine Telefonnummer hinterlassen.«

»Will sie sich melden?«

»Keine Ahnung. Allerdings beginne ich damit, mir Sorgen zu machen. Es wird Ärger geben, wenn sie zurückkommt.«

»Möglicherweise denkt auch sie an den Presse-Club. Das müßte ich herausfinden.«

»Gut, Sie bekommen meine Einwilligung. Bevor Sie fahren, kommen Sie am Verlagshaus vorbei. Ich werde den Generalschlüssel beim

Portier hinterlegen.«
»Ich danke Ihnen, Sir.«
Als Suko auflegte, lächelte Sir James. »Da haben Sie den alten Sir Wilfried ja ganz schön eingewickelt. Ansonsten ist er stur. Zumindest bedarf es eines größeren Verhandlungsgeschicks, um seine Zustimmung zu bekommen.«
»Manchmal findet auch ein blindes Huhn ein Korn.«
Der Superintendent schaute auf seine Uhr. »Wollen Sie sofort los, Suko?«
»Nein, ich warte noch die Unterlagen ab, die Sir Wilfried mir schicken will.«
»Ist John informiert?«
»Ja, er weiß, wo er mich finden kann.«
Sir James runzelte die Stirn. »Hoffentlich hat er bei Ampitius Glück gehabt.«
»Das glaube ich nicht«, widersprach der Inspektor.
»Nennen Sir mir den Grund.«
»Dr. Ampitius ist ein Mensch, dem ich persönlich kein Vertrauen entgegenbringe. Ich habe das Gefühl, daß er mit beiden Ohren im Schlamm steckt. Tut mir leid.«
Sir James wirkte nachdenklich. »Was sollte er für ein Interesse daran haben, ein Monstrum zu schützen?«
»Das weiß ich nicht.«
»Dann hätte sich John unter Umständen in die Höhle des Löwen begeben.«
»So könnte man es auch sehen.«
Sir James legte seine Hand auf den Hörer, hob aber erst nach einer Weile ab. Er bat die Frau in der Telefonzentrale, ihn mit der Klinik Dr. Apitius zu verbinden. »Ich bin gespannt, ob John Sinclair von ihm empfangen worden ist.«
Es dauerte nicht lange, dann stand die Verbindung. Der Arzt mußte erst geholt werden. Sir James hatte die Sprechanlage nicht ausgeschaltet, so lauschte Suko dem Dialog.
Die Stimme des Arztes klang völlig normal. Sir James entschuldigte sich für den Anruf und erkundigte sich nach John Sinclair.
»Der war nicht bei mir.«
»Tatsächlich nicht?«
»Nein.«
»Das ist seltsam. Er wollte zu Ihnen fahren.«
»Soll ich Ihnen Bescheid geben, falls er noch eintrifft?«
»Nein, Doktor, das ist nicht nötig. Wir werden auch so zurechtkommen. Und entschuldigen Sie bitte die Störung.«
»Eine Frage hätte ich noch. Haben Sie den ruchlosen Mörder gefunden, Sir James?«

»Leider noch nicht.«
»Ich habe auch überlegt und hätte Ihnen gern weitergeholfen, aber ich finde selbst keine Spur. Ich kann mir nichts vorstellen. Rudy war es sicherlich nicht.«
Sir James blickte Suko an. »Glauben Sie ihm?«
»Kein Wort.«
»Dann hat er uns belogen, was Johns Besuch bei ihm angeht, oder meinen Sie nicht?«
»Ja, so sehe ich es auch.«
»Was tun wir?«
»Ich bleibe bei meinem Plan und fahre zum Haus. Es kann John etwas dazwischengekommen sein.«
»Denken Sie da an diese Reporterin?«
»Unter anderem. Möglich ist alles, Sir. Ich will da keinen Stab über irgend jemand brechen, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß uns noch ein heißer Gespenstertanz bevorsteht.«
Mit diesen Worten verabschiedete sich Suko, kehrte in das leere Büro zurück und fand einen Umschlag auf dem Schreibtisch.
Es war die Nachricht des Verlegers. Suko riß den Umschlag auf und zog zusammengeheftete Blätter heraus. Sie waren eng beschrieben worden.
Die Zeilen drehten sich allein um die Geschichte des Hauses, in dem jetzt der Presse-Club untergebracht war. Es stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert, war einmal fast bis auf die Grundmauern abgebrannt, danach aufgebaut und erweitert worden, hatte mehrere Generationen lang bürgerliche Familien beherbergt, bis es von einem geheimnisvollen Mann namens Rochna gekauft worden war.
Über ihn war nicht viel bekannt. Es hieß, daß ihn ein Schiff aus dem Orient mitgebracht hatte. Von der Mannschaft hatte nur die Hälfte den Hafen Bristol erreicht. Die anderen waren unterwegs verschwunden. Angeblich waren sie ertrunken, doch es hielt sich auch das Gerücht, daß sie eine Beute Rochnas geworden waren.
Genaueres konnte man nicht herausfinden, denn die Nachforschungen waren in den Wirren der Zeit untergegangen. Aber dieser Rochna hatte das Haus gekauft und sich dort eingenistet. Seit dieser Zeit waren immer wieder Menschen verschwunden. Offiziell waren sie von den großen Seuchen dahingerafft worden, inoffiziell aber sprach man von einem Magier namens Rochna, der alles im Griff hatte.
Eine Beschreibung von ihm gab es nicht. Man sprach von einem unheimlichen Gespenst, das sofort tötete und von seinen Opfern nur die Knochen zurückließ.
Nachdem Rochna das Zeitliche gesegnet hatte, war das Haus von einem normalen Menschen gekauft worden.

Aber die Familien lebten nie lange in den Mauern. Sehr schnell zogen sie wieder aus, und das Gebäude wurde als Spukhaus verschrien, in dem Rochnas Geist sein finsteres Unwesen trieb.

Schließlich hatte es der Arzt und Psychologe Dr. Ampitius gekauft, hatte es auch umgebaut, aber es war ihm zu klein gewesen.

Und für den Londoner Presse-Club war ein Spukhaus natürlich etwas Interessantes. Schließlich besaß jeder Brite, der etwas auf sich hielt, einen Hausgeist.

Suko legte die Blätter weg. Er war nachdenklich geworden. Was hier als historische legendenartige Chronologie zu lesen war, konnte durchaus einen gefährlichen und auch im wahrsten Sinne des Worte mörderischen Hintergrund haben.

Suko verließ das Büro. Er hätte jetzt gern seine Harley gehabt, aber die war in der Hexenwelt verschollen. So mußte er sich ebenfalls einen Leihwagen nehmen.

Für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, Jane Collins mitzunehmen. Die ehemalige Hexe besaß noch gewisse magische Kräfte. So war sie in der Lage, das Böse aufzustöbern, wenn es irgendwo in der Nähe lauerte. Er ließ es bleiben, denn er wollte Jane Collins, die bei Sarah Goldwyn, der Horror-Oma, lebte, nicht in unnötige Gefahr bringen.

Und so fuhr er seinem ersten Ziel entgegen, dem Verlagshaus des Sir Wilfried.

Der Verleger hatte Wort gehalten. Als Suko beim Portier eintraf und sich auswies, bekam er den Schlüssel überreicht. »Mit den besten Grüßen vom Chef, soll ich Ihnen noch sagen und Ihnen auch viel Erfolg bei Ihrer Aktion wünschen.«

»Ich bedanke mich. Grüßen Sie ihn zurück.«

Damit war Suko verschwunden. Auf dem Weg zu seinem zweiten Ziel wollte das drückende Gefühl nicht weichen…

***

Ich wurde erst richtig wach, als man mich kurzerhand aus einer geringen Höhe auf die Erde warf. Sie war weich, aber die Kopflandung tat weh genug.

»Wieder da?«

Diejenige, die das fragte, lag neben mir. Ich hatte sie an der Stimme erkannt.

Florence Denning.

»Fast.«

»Ich bin es schon länger.«

»Und warum haben Sie mich nicht befreit, junge Frau?«

»Weil ich auch in einer Zwangsjacke stecke.«

»Sorry.« Mit dem Wort Zwangsjacke hatte sie den Nagel auf den Kopf

getroffen. Wir steckten beide in einer dieser verdammten Jacken, unter der auch die Arme verborgen waren, so daß wir sie nicht bewegen konnten, dafür die Beine, aber das nutzte uns wenig.

Transportiert worden waren wir in dem geschlossenen Kastenwagen, aus dem man uns auch geworfen hatte.

»Wo hat man Sie denn erwischt, Flo?« fragte ich.

»Im Garten der Klinik.«

»Also auch.«

»Sie ebenfalls.«

Florence Denning lachte. »Da hatten wir wohl den gleichen Gedanken. Dieser Meister Ampitius scheint mir nicht ganz astrein zu sein.«

»Ich widerspreche nicht!« keuchte ich. Es gelang mir nur unvollkommen, die Schmerzen zu unterdrücken oder nicht daran zu denken. Kopf und Nacken waren bei mir schon oft malträtiert worden.

Da wir momentan keine anderen Stimmen hörten und auch keinen Menschen in der Nähe entdeckten, wälzte ich mich auf den Rücken, weil ich sehen wollte, wohin man uns geschafft hatte. Mein Verdacht wurde bestätigt.

Wir lagen in der Nähe des Presse-Clubs. Zum Greifen nahe sah ich die Rückwand vor mir. Ich konnte auch an der Fassade hochblicken, wo mir die Rankengewächse wie Schlangen vorkamen, die darauf warteten, sich auf mich zu stürzen.

Sie blieben dort, wo sie waren, aber wir würden sicherlich, eingepackt in die Zwangsjacke, in das Haus geschafft werden. Was uns dort erwartete, lag auf der Hand.

»Soll ich schreien?« fragte Flo.

»Lassen Sie mal. Das reizt nur die andere Seite. Ich glaube kaum, daß es Sinn haben wird. Diejenigen, die uns hergeschafft haben, wußten genau, was sie taten. Im Haus haben wir keine Hilfe zu erwarten. Wie viele waren es eigentlich?«

»Zwei.«

»Haben Sie die gesehen?«

»Ja, beim Aussteigen. Mich hat einer der Pfleger überwältigt. Das war ein bewaffneter Kerl. Er trug eine Schrotflinte. Ich hatte nicht die Spur einer Chance.«

»Mir erging es ähnlich.«

Flo Denning räusperte sich vor der nächsten Frage. »Haben Sie denn das Schreckgespenst schon gesehen, Mr. Sinclair?«

»Nein. – Ich auch nicht.« Flos Stimme wurde leiser. »Dabei kann ich mir vorstellen, wo es lauert.«

»Sicher, im Haus.«

»Und wir können uns nicht bewegen.« Sie stöhnte auf. »Verdammt, hätte Ich das gewußt… ich … ich muß immer an meine Kollegin

Marylin denken, wie sie ausgesehen hat.«

Ich beruhigte sie oder versuchte es zumindest. »Noch ist es nicht soweit, meine Liebe.«

»Aber es kann nicht…«

Sie kamen. Beide hörten wir sie, denn Flo verstummte. Den Schritten nach zu urteilen, waren es zwei Personen. Als sie in mein Blickfeld gerieten, erkannte ich die beiden Pfleger aus der vergangenen Nacht. Ihr Chef Ampitius war nicht dabei.

»Sehen Sie noch eine Chance?« fragte mich Florence flüsternd.

»Kaum. Wenigstens nicht, solange wir in der Zwangsjacke stecken.« Von Suko sagte ich ihr nichts. Er hatte dem Presse-Club einen Besuch abstatten wollen, schien aber noch nicht eingetroffen zu sein.

Der Himmel zeigte sich bedeckt. Es war Regen angesagt worden.

Schon jetzt lagen die schweren Wolken wie Bleiballen am Himmel, die keinerlei Lücke gelassen hatten.

Über uns fielen die Schatten der Pfleger. Sie trugen nicht mehr ihre Kittel, sondern normale Kleidung. Dünne Jacken über den Hemden und Jeanshosen.

Ihr Grinsen war häßlich, als sie sich bückten, die Hände unter unsere Achseln schoben und uns auf die Füße stellten. Kalt schauten sie uns an. »Wie fühlt man sich denn in einer so hochmodernen Jacke?«

»Nicht gut«, sagte Flo. »Lassen Sie uns laufen.«

»Soweit kommt es noch, Süße. Nein, du bleibst hier. Dieses Haus ist etwas Besonderes, verstehst du?«

»Weiß Ampitius davon?« fragte ich.

Ich bekam keine Antwort, wurde gegen die Schulter gestoßen, so daß ich herumfuhr.

»Geh!«

Das hatte uns beiden gegolten, so daß wir uns mehr schlecht als recht in Bewegung setzten. Es war gar nicht so einfach, in einer Zwangsjacke steckend zu laufen. Die Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht häuften sich bei mir, zudem verspürte ich noch immer die Nachwirkungen des Schlages, und manchmal tanzte der Raum vor meinen Augen.

Auch Flo hatte Mühe. Sie wurde von einem der Pfleger gehalten, sonst wäre sie schon hingefallen.

Über die Terrasse waren wir gekommen. Ich kannte den Club nur im Rahmen der Feier. Leer wirkten die Räume ungemein fremd, fast abstoßend.

»Wo wollen Sie uns hinbringen?«

Als Antwort bekam ich einen Schlag gegen die rechte Schulter. So wurde die Richtung bestimmt.

Ich torkelte weiter. In der Halle wäre ich fast über die Kante eines Teppichs gestolpert. Man hatte auf Beleuchtung verzichtet, und so war

es ziemlich düster.
Natürlich hielt ich die Augen offen und schaute mich nach Ampitius um. Er war nicht da. Möglicherweise kam er noch, um zuzuschauen, wie sich das Schreckgespenst uns näherte.
Der Gedanke daran verursachte bei mir eine Gänsehaut. Mir fiel auch die Schwester, Ruth Westman, wieder ein, und ich wollte wissen, was mit ihr geschehen war.
Einer der Pfleger lachte häßlich bei seiner Antwort, als er erklärte:
»Sie hat gekündigt.«
»Für immer?«
»So ist es.«
Da wußte ich, daß sie umgebracht worden war.
Der Pfleger fuhr fort. »Dabei hat sie noch Glück gehabt. Ihr werdet auch eurem Mörder begegnen. Er ist schon in der Nähe. Was meint ihr, wie er sich auf euch freut.«
Das konnte ich mir gut vorstellen. Wenn ich an Marylin und Rudy dachte und mir dabei vorstellte, daß auch wir bald so aussehen sollten, bekam ich es mit der Angst zu tun.
Nur unsere Schritte waren zu hören, als wir die Halle durchquerten. Hier kam mir alles so bekannt vor, auch die Treppe nach oben, wo ich Rudy entdeckt hatte.
Lauerte das Schreckgespenst bereits im Haus?
Wenn es eben möglich war, schaute ich mich um, aber ich sah es nicht. Wenn es da war, hielt es sich gut versteckt.
Einer der Männer stieß eine Tür auf. Dahinter lag ein großer Raum, clubartig eingerichtet. Die großen Ledersessel, die Tische mit den Zeitschriften und Zeitungen, eine kleine Bar, hier hielt man sich auf und las. Neben jedem Sessel standen kleine Bänke mit Leselampen darauf. An der gegenüberliegenden Wandseite sah ich einen Vorhang. Er war nicht ganz zugezogen. Eine Hälfte stand offen. Dahinter sah ich schräg zur Wand aufgestellte Regale, auf denen Zeitschriften lagerten.
Die herbeischießende Faust des Pflegers erwischte mich hart und ohne Vorwarnung an der Brust und schleuderte mich zurück. Ich kippte nach hinten und fiel in einen der Sessel, wo ich sitzenblieb.
Florence Denning warf man in einen zweiten Sessel. Die Männer nickten sich zu, überprüften den Sitz der grauen Zwangsjacken, waren zufrieden und zogen sich zurück.
»Warten Sie noch!« rief ich, als sie die Tür fast erreicht hatten.
Ärgerlich, wie mir schien, drehten sie sich um. »Ja, was ist los?«
»Sollen wir hierbleiben?«
»Sicher.«
»Und dann?«
Das Lachen des Mannes, der mich niedergeschlagen hatte, klang hämisch. »Gibt es einen besseren Ort, um zu sterben? Man freut sich

bereits auf euch. Ich habe euch doch gesagt, das Schreckgespenst ist hier. Es ist keine Legende, es existiert wirklich.«

»Wie ist Ampitius denn daran gekommen?«

»Du kannst ihn fragen.«

»Kommt er denn?«

Beide lachten jetzt und gingen. Als sie die Tür zuhämmerten, hörte es sich an wie das Zuschlagen eines Sargdeckels. Zwar füllte keine strahlende Helligkeit den Raum aus, dennoch konnten wir einander sehen. Florence Denning richtete sich auf, so gut es ging. Sie saß mir schräg im Sessel gegenüber.

»Haben Sie schon versucht, sich aus der Jacke zu befreien?«

»Nein, das ist nicht möglich.«

»Wieso?« Ihre Stimme klang leicht schrill. »Geben Sie so einfach auf, Mr. Sinclair?«

»Das nicht. Ich suche auch noch nach einer Chance, aber aus diesen Jacken kommen wir nicht heraus. Da müßten wir schon die Kräfte eines Riesen besitzen.«

»Ja, ja…«

»Ich sehe möglicherweise dennoch eine Chance.«

Sie drehte mir ihr ängstliches Gesicht zu. »Sagen Sie das nur so?«

Ich hatte den Kopf schütteln wollen, hielt aber im letzten Moment inne und dachte an den Schlag. »Nein, Florence. Mein Kollege Suko wollte diesem Haus einen Besuch abstatten. Wir haben uns die Arbeit geteilt. Ich forschte bei Ampitius nach, er wollte hier seine Recherchen treiben, weil wir der Ansicht waren, daß beide Dinge in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.«

»Ach so.« Die Stimme wirkte wieder etwas hoffnungsvoller. »Aber eine Zeit haben Sie nicht abgemacht?«

»Nein.«

»Dann könnte das Schreckgespenst durchaus schneller sein.«

»Ich will Ihnen nichts vormachen, Mädchen, aber damit müssen wir rechnen.«

Flo Denning schüttelte sich, als hätte man Wasser über sie gegossen. »Ich habe das Gefühl, als würde jeder Hoffnungsbalken brechen, sobald ich ihn anfasse.«

»Warten wir ab.«

»Sie haben Nerven, Sinclair.« Flo wurde unruhig. Hin- und herrutschen konnte sie auf der Sitzfläche, aber sie schaffte es nicht, sich mehr Bewegungsfreiheit innerhalb der Zwangsjacke zu verschaffen.

Mir erging es ebenso. Die Jacke umklammerte mich wie ein gewaltiges Pflaster.

War Suko tatsächlich gekommen, oder befand er sich noch immer auf dem Weg?

Diese Frage beschäftigte mich. Gehört hatte ich ihn nicht, was bei ihm nichts heißen sollte, er konnte sich manchmal lautlos bewegen wie ein Indianer.

»Wo kommt es nur her?« fragte Flo leise. »Ich… ich kann es mir nicht erklären. Nessie ist doch eine Sage, aber hier …«

»Wissen Sie, Flo, es gibt Dinge, über die sollten Sie besser nicht nachdenken. Nehmen Sie das Auftauchen des Schreckgespenstes einfach als eine Tatsache hin.«

»Die uns tötet.«

»Soweit ist es noch nicht.«

Die Reporterin blieb beim Thema. »Es stammt aus der Vergangenheit, das hat Marylin herausgefunden. Dieses verdammte Haus ist verflucht durch den Geist, und der Fluch trifft auch seine Bewohner oder die Menschen, die sich hier aufhalten.«

»Nicht jeden.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich bin der Ansicht, daß es eine Person sein muß, die für solche Dinge empfänglich ist. Jemand, der einen Draht zu metaphysischen Dingen besitzt.«

»Hat Ampitius ihn?«

Ich lachte leise. »Sie denken mit, Florence. Ja, das glaube ich.«

»Er ist Psychologe.«

»Ich weiß.«

Florence wurde still. Auch ich redete nicht mehr, da ich mich gedanklich mit einer Befreiung aus dieser Lage beschäftigte. Es war ein Irrsinn. Da hockte ich in einem elegant eingerichteten Salon und wartete auf mein Ende!

Man hatte mich schon in Verliese und Kerker gesperrt, ich kannte Folterkammern von innen, man hatte alles an mir ausprobiert und versucht, und trotzdem empfand ich in dieser Umgebung eine stärkere Bedrückung. Das Grauen würde erscheinen und gerade diese alltägliche Welt auf- und einreißen.

War es schon da?

Florence zuckte zusammen und schmiegte sich wie schutzsuchend in den Sessel.

»Was ist los?«

»Ich… ich weiß nicht, aber ich glaube, etwas gehört zu haben.«

»Und was?«

Sie verzog den Mund. »Hinter mir ist der Vorhang. Ich kann selbst nicht hinschauen, glaube aber, daß es von dort gekommen ist. Das klang wie ein Lachen oder Kichern, und auch einen Luftzug habe ich verspürt. Furchtbar, nicht wahr?«

Ich schaute an der Reporterin vorbei auf das von ihr angegebene Ziel, konnte aber nichts Verdächtiges erkennen. Vielleicht hatte sie sich

getäuscht.

Einige Sekunden verstrichen. Wir schwiegen beide. Ich ließ den Vorhang nicht aus den Augen, weil ich mir gut vorstellen konnte, daß das Schreckgespenst dort lauerte.

Mich wunderte nur, daß Ampitius nicht erschienen war, um sich auf seine Weise von uns zu verabschieden. Vielleicht würde er unsere Leichen persönlich wegschaffen.

Ein bedrückender Gedanke…

Der Vorhang warf Falten und Schatten. Er bestand aus einem dunklen Stoff. Eine Mischung aus Braun und Rot. Etwa eine Fingerbreite über dem Boden endete er.

Und genau dort bewegte er sich auch.

Es war ein leichtes Zucken, als würde jemand hinter ihm stehen, der gegen ihn blies und die Richtung so wechselte, daß er auch zur Seite schwang.

Diese Schwingungen blieben nicht nur auf den Saum beschränkt.

Sie breiteten sich auch nach oben hin aus und erfaßten schließlich den gesamten Vorhang.

Ich war sicher. Hinter dem Stoff lauerte das Schreckgespenst!

Auch Florence Denning hatte dies erkannt. Sie atmete schneller und keuchend. »John!« Ihre Stimme klirrte. »Da… da ist tatsächlich jemand.«

»Das glaube ich auch.«

Sie lachte plötzlich schrill in ihre nächsten Worte hinein. »Haben Sie nicht etwas von Ihrem Kollegen gesagt?«

»Er hat wohl die Zeit verpaßt.«

»Vielleicht hat man ihn auch gekillt. Ich glaube nicht, daß die beiden Pfleger schon verschwunden sind.«

Flo bekam von mir keine Antwort mehr, weil ich mein gesamtes Augenmerk auf die Stelle richtete, wo der Vorhang eine Lücke zeigte.

Dort erschien es.

Zuerst war es ein Schatten, der durchaus von den sich bewegenden Falten hätte stammen können.

Das war nicht der Fall, denn in Kopfhöhe kristallisierte sich der Schatten zur Hälfte eines Ovals, und ich sah das, von dem mir auch mein Freund Bill Conolly schon berichtet hatte.

Ein Auge!

Jetzt gab es keinen Zweifel mehr.

Das Schreckgespenst war da!

***

Suko bezeichnete sich von Natur aus als Mißtrauisch. So leicht eine Aktion auch im ersten Moment wirken mußte, er blieb dennoch sehr vorsichtig.

Wie auch jetzt.
Suko hätte mit seinem Wagen bis direkt vor das Haus fahren können, er nahm es aber in Kauf, die letzten zweihundert Yards zu Fuß zu laufen und sich dabei in Deckung zu halten.
Das Haus stand relativ einsam, die Sicht auf den nächsten Nachbarn wurde durch hohe Bäume verdeckt, und bis zum Eingang konnte sich Suko im Schatten einer Mauer bewegen.
Er gab acht.
Es fiel ihm nichts Verdächtiges auf. Auch als er das Haus sah, entdeckte er auf dem Parkplatz keinen Wagen. Völlig normal, ruhig und leer lag das Gebäude vor ihm.
Aber gerade diese Ruhe empfand der Chinese als trügerisch. Sein Blick suchte die nähere Umgebung ab. Über ihm hatten die Wolken ein graues Band gebildet, vor denen sich schwarzgrün die Zweige und das Blattwerk der Bäume abmalten.
Er dachte darüber nach, welchen Eingang er benutzen sollte. Suko besaß den offiziellen Schlüssel, er konnte also durch die Eingangstür gehen, aber das Vorhaben stellte er zunächst einmal zurück, weil er sich auch die Umgebung des Hauses anschauen wollte.
Suko betrat den Garten.
An der Vorderseite war er nicht so verwildert wie hinter dem Haus. Ein gepflegter Weg, der Rasen kurz geschnitten, wohlgestutzte Bäume, und erst auf der Rückseite entdeckte er das parkähnliche Gelände und auch den Wagen.
Er stand dort wie ein Klotz!
Es lag nicht nur an der dunklen Farbe, daß der Wagen so bedrohlich wirkte, Suko sah auch, daß er leicht vibrierte. Ein Zeichen dafür, daß jemand im Fahrerhaus saß und sich bewegte. Wenn dieser jemand in den Rückspiegel blickte, konnte er genau sehen, was hinter dem parkenden Fahrzeug geschah, deshalb wollte sich Suko im toten Winkel halten.
Er rechnete sich die Strecke vorher aus, die er gehen mußte, und kam zu dem Entschluß, daß er von der Hauswand weggehen mußte.
Suko duckte sich. Leider gab es auf der Strecke für ihn keine Deckung. Er mußte sich auf sein Glück und auf die Schnelligkeit verlassen. Er hatte auch den zweiten Rückspiegel an der linken Seite nicht übersehen. Mit schnellen Schritten überwand der Inspektor die Distanz und blieb direkt an der Hintertür des Fahrzeugs stehen.
Dort atmete er einige Male tief durch und überlegte seine nächsten Pläne.
Noch immer hatte er den Fahrer nicht gesehen. Es war besser, wenn er die Tür auf der anderen Seite aufriß, da hatte er mehr Bewegungsfreiheit. So näherte sich der Inspektor seinem Ziel an der linken Fahrzeugseite, ging geduckt und hatte die Beretta gezogen.

Dicht neben der Tür blieb er stehen. Er schielte in den Rückspiegel, konnte aber den Fahrer nicht sehen. Wenn jemand im Auto hockte und an nichts Böses dachte, schloß er sicherlich nicht ab. So ging Suko davon aus, daß er die Tür aufreißen konnte.

Vorsichtig streckte er seinen linken Arm aus, bekam den Griff zu fassen, löste den Mechanismus der Sperre, riß die Tür mit einem heftigen Ruck nach außen, sprang gleichzeitig vor und stach die Mündung der Beretta in das Innere.

Aber auch er war geschockt. Da er tiefer stand, berührten die beiden Läufe der Schrotflinte fast seine Stirn…

***

Bill Conolly hatte davon berichtet und, verdammt noch mal, es stimmte.

Dieses Schreckgespenst besaß ein fürchterliches Auge. Ein grüner, großer Fleck, ein kaltes, mit einer Gallertmasse ausgefülltes, seitlich gekipptes Oval, in dessen Mitte eine rötlich unterlaufene Pupille schimmerte, die uns anstarrte.

Flo Dennings saß so, daß sie den Vorhang nicht sehen konnte, aber sie hatte meine Reaktion bemerkt.

»Ist… ist es da?« fragte sie mit kaum verständlicher Stimme.

»Ja…« Meine Antwort glich mehr einem Krächzen.

»Und jetzt?«

»Es lauert noch.«

Flo schluckte. »Wenn ich jetzt die Hände zusammenlegen könnte, würde ich beten. Verflucht auch, ist das ein Mist! Erst Marylin, jetzt wir, warum hat sie auch nichts gesagt?«

Ich gab der jungen Frau keine Antwort, weil mich einzig und allein das Monstrum interessierte, das bewegungslos hinter dem Vorhang stand und von dem nur eine Hälfte teilweise zu sehen war.

Nur dieses Auge!

Sein Blick hatte sich auf uns eingependelt. Er war starr, ohne Leben und gleichzeitig mit dieser kalten, unbarmherzigen Glut erfüllt, die das Grauen brachte.

Das Monster hatte seinen Auftritt genossen. Er wartete zunächst einmal ab, ohne das es sich rührte. Wahrscheinlich wollte es auch unsere Angst schüren. Erst wenn wir durchdrehten, würde es seinen Platz verlassen und zuschlagen.

Florence Dennings besaß nicht die Nerven wie ich. Sie wollte aus der Jacke, drehte sich im Sessel, keuchte, sprach mit sich selbst, fluchte und betete. Dabei stemmte sie ihre Füße gegen den Boden und drückte ihren Oberkörper so nach vorn.

Auf diese Art und Weise rutschte sie von der Sitzfläche, kniete sich hin und schaffte es, ihren Oberkörper hochzuwuchten.

Florence stand.

Einmal schaute sie zum Vorhang hin. Ich sah das Erschrecken in ihrem Gesicht, dann blickte sie in meine Richtung. »Ich haue ab«, zischte sie. »Verdammt, ich haue ab, solange noch Zeit ist.«

»Die Tür wird verschlossen sein.«

»Ich habe nichts gehört.«

»Glaub nur nicht, Mädchen, daß die beiden die Tür offengelassen haben. Glaub das nur nicht.«

»Ich riskiere es. Das Monster rührt sich nicht. Es ist die einzige Chance. Die Fenster liegen zu hoch…« Sie verstummte und setzte sich taumelnd in Bewegung. Auf dem Weg zur Tür wäre sie fast gestolpert, fing sich aber noch und prallte gegen das dicke Holz. Mit dem Ellenbogen versuchte sie die Tür zu öffnen, doch sie war abgeschlossen.

Noch einmal versuchte Florence es. Diesmal voller Wut, sie schrie auch dabei. Wir hörten von draußen ein wummerndes Geräusch.

Florence brach vor der Tür zusammen. In ihre letzte Aktion hatte sie zuviel Kraft hineingelegt.

Wie ein Häufchen Elend kauerte sie dicht vor der Tür. Sie hielt den Kopf gesenkt, drehte ihn dann nach rechts, schaute mich an, auch an mir vorbei und gab plötzlich einen röchelnd klingenden Laut von sich, denn das Monster hatte sich bewegt.

»John…«

Ich schaute wieder hin. Der Vorhang wurde um eine Idee nach vorn gebogen, und das Schreckgespenst trat hinter ihm hervor.

Zum erstenmal sah ich es in seiner vollen Größe, und es machte einen fürchterlichen Eindruck. Der Name war diesem Dämon nicht umsonst gegeben worden.

Groß wie ein Mensch war er, wirkte düster und hatte nur ein Auge. Die andere Gesichtshälfte war eine schwarze Fläche. Ich sah keine Nase, dafür ein breites – Maul. Als er es öffnete, hörte ich ein schlürfendes Geräusch. Das Wesen besaß weder Arme noch Beine, dafür aber dicke, wulstige Hände, die irgendwo in der Körpermitte nach verschiedenen Seiten abstanden und aus dem Schatten wuchsen.

Das Monstrum konnte zwischen uns beiden wählen. Wen nahm es zuerst. Ich beobachtete jede seiner Bewegungen. Es entstand kein Laut, als es ging, dafür aber schwangen die Hände vor, so daß ich sie jetzt genauer erkennen konnte.

Die grünlichen Pranken besaßen krallenähnliche, schwarze Spitzen, die so schreckliche Wunden hinterlassen konnten.

Auch meine Angst steigerte sich. Flo wimmerte leise. Noch stand es nicht fest, für wen sich das Schreckgespenst entschieden hatte. Es konnte sowohl mich als auch das Mädchen meinen. Vor lauter Spannung bekam ich feuchte Handflächen, überhaupt schwitze ich, als

läge ich in der heißesten Sonne.

Als das Monster den ersten Sessel erreicht hatte, blieb es stehen und verlegte sich auf eine Demonstration.

Aus dem Schatten wuchsen die Pranken hervor, bogen sich nach unten, und die langen Krallen hackten in das Leder. Zuerst vernahmen wir das Geräusch, als das Material aufplatzte, dann hörten wir das Reißen. Die Fetzen flogen zusammen mit einem Teil der Füllung davon, als das Schreckgespenst von seiner Demonstration der Kraft genug hatte.

So wie den Sessel würde es auch andere Dinge aufreißen können.

Kleidung, auch unsere Körper.

Jetzt hatte es sich entschieden. Das Schreckgespenst schlug einen größeren Bogen, um an mir vorbeizukommen.

Sein Ziel war klar.

Florence Denning!

Auch sie hatte bemerkt, in welch einer akuten Gefahr sie plötzlich schwebte. Sie hob ihren Kopf an, sah dieses Ungeheuer, das seinen Weg eingeschlagen hatte, und versuchte verzweifelt, auf die Beine zu kommen. Es war nicht so einfach für sie, aufzustehen, im Sessel hatte es besser geklappt, und so verlor sie Zeit, während das Schreckgespenst näher kam.

»John!« schrie sie. »John, tu was. Ich… ich kann nicht mehr …«

Was hätte ich als Gefesselter noch erreichen können? Nicht viel, aber ich wollte nicht tatenlos zusehen, wie das Monstrum vor meinen Augen einen Menschen umbrachte.

Deshalb machte ich es so, wie Florence Denning. Ich rutschte auf der Sitzfläche nach vorn, stemmte die Hacken gegen den Boden und kam so auf die Füße.

Für einen Augenblick schwankte ich vor, kippte wieder nach hinten, aber ich blieb auf den Beinen.

Es war verrückt, was ich vorhatte, der reine Selbstmord, aber ich wollte mich, trotz meiner Zwangsjacke, in der ich steckte, dem Schreckgespenst in den Wege stellen…

***

Jetzt hatte es keinen Sinn mehr, sich Vorwürfe zu machen. Suko war eingefallen. Er sah dicht vor sich die Läufe der Schrotflinte und hinter der Waffe ein breit grinsendes Gesicht. Obwohl auch seine Beretta in die Fahrerkabine zeigte, standen seine Chancen wesentlich ungünstiger. Ungefähr 20 zu 80.

»Ein Chink«, sagte der Kerl mit der Schrotflinte. »Ein verdammter Chinese. Wo kommst du her, Gelber?«

Suko hatte sich blitzschnell eine Ausrede einfallen lassen. »Ich bin hier angestellt.«

»Als was denn?«
»Personal.«
»Klar, Chinks sind Diener«, sagte er voller Arroganz. »Dein Fehler ist nur, daß ich dir nicht glaube. Ich nehme dir einfach nicht ab, daß du vom Personal bist. Diese Leute laufen nicht mit einer Kanone herum, verstehst du.«
»Bei mir ist das anders.«
»Wieso denn?« Der Frager schob die Waffe noch um eine Idee vor, so daß die beiden Läufe jetzt Sukos Stirn berührten.
»Man hat mich gleichzeitig als Wächter angestellt. Ich habe meinen Auftrag direkt von Sir Wilfried bekommen. Ich besitze auch einen Schlüssel zum Haus. Soll ich ihn zeigen?«
»Nein, Chink, wir glauben dir. Aber du kannst deine Kanone auf den Sitz legen.«
Suko wollte nicht widersprechen, da er dem anderen nicht traute.
Der brachte es fertig und schoß sofort. Dann würde von Sukos Kopf nicht mehr viel übrigbleiben.
»Willst du nicht?«
»Okay.« Suko legte die Waffe auf den Sitz.
»Ja, das ist gut«, lobte man ihn. »Wenn es so weitergeht, werden wir kaum Ärger miteinander bekommen.«
Der Fahrer hatte sich bisher noch nicht gemeldet. Jetzt rückte er mit einem Vorschlag heraus. »Ich werde aussteigen, Teddy, und ihn erst einmal holen.«
»Gut.«
»Was habt ihr vor?« fragte Suko.
Der Fahrer lachte. »Das überlebst du nicht, Junge. Nein, das ist eine Spur zu groß für dich. Wir hassen Schnüffler, und das machen wir dir gleich klar. Du hättest hier nicht herumschauen sollen. Wir werden nicht gern gestört.«
Teddy nickte zu den Worten seines Kollegen, der die Tür aufstieß, um den Wagen zu verlassen.
Dadurch bewegte er sich etwas. Auch die beiden Mündungslöcher der Schrotflinte verrutschten, weil der Mann sie nicht allzu fest gegen Sukos Stirn preßte.
Darauf hatte der Chinese gewartet!
Er konnte innerhalb einer Sekunde übergangslos reagieren, und dies bewies er wieder einmal.
Suko sackte in den Knien ein, schleuderte gleichzeitig seinen Arm hoch und hämmerte die Waffe zur Seite.
Der andere schoß trotzdem.
Suko war tief genug getaucht, dennoch hatte er das Gefühl, als würde sein Kopf explodieren, als die Ladung aus einem der beiden Läufe schoß und über ihn hinwegdrosch.

Sie hämmerten irgendwo gegen die Hauswand. In das Echo des Schusses hinein klang der überraschte Schrei des Pflegers, aber Suko war schneller als er.

Seine Beretta lag auf dem Sitz und somit in seiner Reichweite.

Sukos Griff war wie das Vorschnellen einer angriffsbereiten Katze.

Er bekam die Waffe zwischen die Finger, bemerkte gleichzeitig, daß sich der andere zurückwarf, um eine bessere Schußposition zu bekommen, und drückte ab.

Der Inspektor hatte so handeln müssen. Zwei Sekunden später hätte ihn vielleicht die Ladung aus dem zweiten Rohr zerfetzt.

Statt dessen wurde der Pfleger getroffen. Suko hörte sein ersticktes Keuchen, sah ihn über die Sitzbank fallen und mit dem Kopf gegen die Innenverkleidung der Tür prallen. Die schwere Schrotflinte rutschte aus seinem Griff und landete vor der Bank.

Dieser Mann bedeutete im Augenblick keine Gefahr mehr für den Chinesen. Aber der zweite war noch da. Und der mußte die Schüsse ebenfalls gehört haben.

Suko warf seinen Körper zurück, drehte sich nach links, schaute zum Heck und sah den zweiten Kerl.

Er war bewaffnet, entdeckte Suko, stieß seinen rechten Arm vor und wollte feuern.

»Laß es!«

Der andere schoß.

Aber Suko hatte den berühmten Sekundenbruchteil vorher abgedrückt. Sein Geschoß, auf das rechte Bein des Mannes gezielt, pflügte in das Fleisch des Oberschenkels, so daß diesem Kerl das Standbein weggerissen wurde und er zu Boden fiel.

Verkrümmt blieb er im Gras liegen, beide Hände auf die Kugelwunde gepreßt.

Als Suko sich bückte und die Waffe des anderen annahm, traf ihn der schmerzverzerrte Blick des Pflegers. »Legst du mich jetzt um?« keuchte er.

Suko steckte die Waffe ein. Es war ein Trommelrevolver. »Nein, aber ich will von dir etwas wissen. Was habt ihr hier getan?«

»Das Haus bewacht.«

»Befindet sich jemand darin?«

»Ja. Ein Mann und eine Frau. Der Mann heißt Sinclair und ist ein Bulle.«

»Sonst noch wer?«

Der Pfleger nickte unter Schmerzen. »Klar, es lauert doch. Das… das Schreckgespenst.«

»Du kennst es?«

»Ich habe davon gehört.«

»Das reicht.« Suko hatte genug erfahren und drehte sich um, denn er

wollte nach dem Kerl im Führerhaus schauen und hoffte, ihn nicht tödlich getroffen zu haben.
Um sich zu überzeugen, mußte Suko in das Fahrerhaus hineinklettern. Der Mann rührte sich nicht. Im ersten Moment fürchtete Suko, ihn tödlich erwischt zu haben. Sehr bald stellte er fest, daß dies nicht der Fall war. Der andere lag in tiefer Bewußtlosigkeit. Die Kugel war ihm beim Zurückweichen schräg in den Körper gedrungen. Die Schwere der Verletzung konnte Suko nicht genau abschätzen. Der Mann brauchte aber einen Arzt. Ein Telefon fand Suko im Haus.
Nicht allein deswegen wollte er das Haus betreten. Er hatte erfahren, wer sich dort verborgen hielt. John Sinclair, eine Frau und die Bestie.
Da Suko keinerlei Kampfgeräusche vernommen hatte, konnte er sich vorstellen, daß noch nichts Schlimmes geschehen oder schon alles vorbei war, was fatal gewesen wäre.
Die Hintertür, an der er es versuchte, war verschlossen. Vielleicht besaß einer der Männer einen Schlüssel. Ihn zu suchen, kostete Zeit.
Suko lief um das Haus herum und versuchte es am Vordereingang.
Der Schlüssel paßte.
Suko brauchte zwei Umdrehungen, um die Tür aufzuschließen.
Auf Zehenspitzen betrat er das Haus…

***

Das Schreckgespenst zögerte plötzlich. Möglichlicherweise konnte es denken und dachte unter Umständen daran, daß es nur ein Lebensmüder wagen konnte, sich ihm in den Weg zu stellen.
Lebensmüde war ich zwar nicht, aber ich konnte ihm vielleicht noch einige Schwierigkeiten bereiten und auch Zeit gewinnen.
Es blieb stehen.
Auch ich bewegte mich nicht mehr weiter. Uns trennte die Breite eines Ledersessels. Daneben stand der kleine Tisch mit der Lampe.
Erst jetzt kam mir richtig zu Bewußtsein, daß ich kaum eine Chance hatte, ihn aufzuhalten. Mein Gegner war nicht gefesselt, ich konnte nur die Beine bewegen.
Das eine Auge fixierte mich!
Ein böser, ein kalter und grauenhafter Blick, der mich wie eine Eisdusche traf.
Mein Herz hämmerte schneller. Hinter mir hörte ich das Keuchen.
Da versuchte die junge Frau verzweifelt, wieder auf die Beine zu kommen. Und das Schreckgespenst ging noch einen Schritt vor. Das heißt, ich sah seine Schritte nicht, denn es schwebte weiter, erreichte den Sessel und streckte einen Arm aus.
»Wer bist du? Kannst du reden?«
Nur das große, grüne Auge mit den blutroten Adern zuckte.

Ansonsten bekam ich keine Reaktion mit.

Ich ging zurück.

»John, ich habe es geschafft. Ich stehe.«

»Gut, Florence.«

Mit einer fast lässig anmutenden Bewegung schob das Monstrum den Sessel zur Seite.

Jetzt hatte es freie Bahn.

Ich bewegte mein linkes Bein, stützte mich allein auf dem rechten Fuß ab und trat mit dem anderen gegen den kleinen Tisch, auf dem auch die Lampe stand.

Tisch und Lampe flogen dem Schreckgespenst entgegen. Dort existierte zwar ein Widerstand, dennoch hatte ich den Eindruck, als würden die beiden Teile von den Schatten aufgesaugt.

Dann kam es selbst.

Ich ging zurück, gab nicht acht, stolperte und fiel zu Boden. In meinen Fall hörte ich Flo Dennings Schrei, die damit rechnete, daß jetzt alles zu Ende war.

Der Aufprall war fürchterlich. Von dem Treffer des Pflegers noch immer mitgenommen, spürte ich ihn bis unter die Schädeldecke, wo der Schmerz explodierte.

Ich japste nach Luft, blieb aber nicht liegen, weil sich mein Überlebenswille meldete. Eingewickelt in die Zwangsjacke, gab ich mir selbst Schwung und rollte mich mehrmals um die eigene Achse.

Natürlich konnte ich dem Schreckgespenst so nicht entkommen, war viel zu langsam, doch ich mußte einfach etwas tun.

Ein Sessel stoppte mich. Er war so schwer, daß ich ihn nicht bewegen konnte.

Auch das Aufstehen fiel mir nicht leicht. Ein paarmal schwang ich den Körper hoch, um aus dem Schneidersitz in die Höhe zu kommen. Als es mir gelang, stand das Monstrum bereits vor mir.

Flo Dennings schrie wie eine Sirene. Sie hatte sich selbst überwunden, kam von der Seite, rannte mit wahren Riesenschritten voran, erreichte das Monster und rammte ihren gesenkten Kopf gegen die Gestalt, die diesem Druck nicht widerstehen konnte und zur Seite geschleudert wurde, so daß ich eine Galgenfrist bekam.

Florence war gefallen. Sie lag zum Glück bäuchlings über einer Sessellehne. Weshalb sie lachte, wußte sie sicherlich selbst nicht. Jedenfalls hörte ich ihr Kreischen, während das Schreckgespenst wieder hochkam, sich drehte und verdammt schnell war.

Plötzlich hatte es sein Ziel.

Genau in den Moment, als Florence sich wieder aufrichtete, war es über ihr.

Ich konnte nichts mehr daran ändern. Die Pranken stießen vor, Florence schrie, Wunden entstanden vor meinen Augen, Blut floß, und

ich warf mich in einem Akt der Verzweiflung auf den unheimlichen Gegner, während ich gleichzeitig die Formel zur Aktivierung meines Kreuzes schrie und somit zu einer weißmagischen Bombe wurde, wie ich hoffte…

***

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

So hatte ich gerufen, und ich spürte die Aktivierung meines Kreuzes, das an der Brust hing.

Es wurde heiß, aber es war keine Wärme, die die Zwangsjacke zerstören konnte.

Dennoch erzielte ich einen Erfolg.

Das Schreckgespenst zuckte zurück. Es ließ die Frau los, deren Körper über die rechte Sessellehne kippte und neben dem Sitzmöbel verkrümmt liegenblieb.

Das Schreckgespenst wich zurück.

Ich fühlte mich stark und dennoch schwach, denn die Magie des Kreuzes blieb auf mich konzentriert und schwächte sich auch sehr rasch ab. Es war wieder nur ein Teilerfolg, den ich erreicht hatte.

Und das Monstrum kam!

Schneller als sonst. Es wollte nicht mehr die Frau, sondern mich.

Ich sah es, und gleichzeitig schob sich ein anderes Bild zwischen uns beide, das wohl nur ich zu sehen bekam.

Die beiden Leichen, so schrecklich zugerichtet, fast ohne Fleisch, nur mehr Knochen…

»Weg da!«

Das Monster sprang.

Aber nicht das Schreckgespenst hatte die beiden Worte geschrien, ein anderer, der die Tür auframmte und wie ein Orkan in den Raum fegte.

Suko!

***

Der Chinese hatte nicht bewußt so lange mit seinem Eingreifen gezögert, denn er hatte die Tür erst aufbrechen müssen, hinter der die Kampfgeräusche aufgeklungen waren.

Dann griff er ein.

Sein Freund John Sinclair und die Frau schwebten in höchster Gefahr. Bei der Frau wußte er nicht, ob sie noch lebte, sie lag blutend über einem Sessel und rührte sich nicht.

Aber John steckte in einer Zwangsjacke und war dem Monstrum hilflos ausgeliefert.

Und noch ein Wort rief Suko.

»Topar!«

Jetzt stand die Zeit für die Dauer von fünf Sekunden still!

***

Menschen oder Dämonen, die dieses laut gerufene Wort hörten, waren für fünf Sekunden zur Bewegungslosigkeit verdammt. Nur der Träger des Stabs war in der Lage, normal zu handeln und zu reagieren.

Eben Suko!

Und er tat das einzig Richtige. Er griff unter seine Jacke, holte die Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Drei aus der Haut eines mächtigen Dämons geschnittene Riemen rutschten hervor und klatschten zu Boden.

Töten durfte Suko mit dieser Waffe nur nach dem Ablauf der magischen fünf Sekunden.

Keiner außer ihm bewegte sich. Auch das Schreckgespenst stand still. Es wirkte wie ein vereister dunkler Schatten.

Suko zählte mit, während er auf den Gegner zuschlich und die Peitsche bereits zum Schlag erhoben hatte.

»Vier… fünf …«

Die Frist war um.

Und Suko handelte. Er drosch die drei Riemen quer über die Gestalt des Monstrums, das diesem Treffer auch durch eine rasche Bewegung nicht mehr entgehen konnte.

Es wurde an der Brust und am Kopf erwischt. Suko sah es taumeln, und genau dort, wo die drei Riemen das Monstrum erwischt hatten, sprühten plötzlich silbriggrüne Blitze in die Höhe, die aus sehr langen Streifen drangen, die die Peitschenriemen gerissen hatten. Aus dem Maul des Monstrums drangen wütende und keuchende Laute hervor. Ein abgehackt klingendes Ächzen und Schlürfen, auf das der Inspektor keine Rücksicht nahm, denn er verfolgte das Schreckgespenst mit gewaltigen Sätzen.

Und wieder hämmerte er zu.

Diesmal traf er das Schreckgespenst von der Seite her, so daß es den Anschein hatte, als würden die drei Riemen die Gestalt regelrecht aufreißen.

Abermals sah er das Leuchten. Die Schatten verschwanden, das Monstrum brach zusammen, und etwas anderes schälte sich aus der sonst schwarzen Gesichtshälfte hervor.

Ein menschliches Antlitz!

Das Schreckgespenst hockte vor Sukos Füßen. Der Inspektor hatte zum drittenmal zuhämmern wollen, doch er tat es nicht. Statt dessen stand er da, schüttelte den Kopf und sagte: »John, komm doch mal her…«

Es war mir nicht recht gewesen, nur inaktiv zu sein. Aber was hätte ich machen sollen?

Ich ging nicht sehr schnell. Suko trat zur Seite; damit mein Blick auf das Schreckgespenst fallen konnte.

Zur Hälfte war es ein Mensch, zur anderen ein Monstrum.
Aber den Menschen kannte ich.
»Dr. Ampitius!« ächzte ich und hatte das Gefühl, in einem Abgrund zu versinken…

***

Suko mußte dies bemerkt haben. Er war sofort bei mir und stützte mich ab.
Ich holte so tief Luft, wie es die enge Zwangsjacke zuließ. Das durfte nicht wahr sein. Etwas lief mir eiskalt den Rücken hinab. Es war die Überraschung, vielleicht auch die Angst. Denn damit hatte ich nicht gerechnet.
Er und das Schreckgespenst mußten eine magische Symbiose eingegangen sein. Er hatte als sensibler Mensch den Geist des Bösen innerhalb dieses Hauses nicht nur gespürt, ihn auch gelockt, und er war verantwortlich für die Morde.
Oder nicht?
Nein, das mußte sein zweites Ich gewesen sein. Wie bei Dr. Jekyll und Mr. Hyde.
Ampitius war schwer angeschlagen. Er saß vor uns. Aus seinem Maul, halb menschlich, halb monströs, strömte uns fauliger Atem entgegen. Auch sein Gesicht zeigte dieses Zweierlei. Die eine Hälfte der Haut war zusammengedrückt, bräunlich, mit einem großen Auge versehen, das einen grünen Schimmer zeigte.
Die andere Hälfte war blaß, schweißbedeckt – menschlich…
»Können Sie mich hören, Doktor?« fragte ich.
Er stierte zu Boden und nickte. Aus seinem Körper strömte Qualm. Sechsmal war er getroffen worden. Die Kraft der Riemen hatte die Monsterhaut eingerissen und die normale zum Vorschein kommen lassen.
Sie blutete…
»Warum! Doc, warum?« fragte ich.
»Ich… ich habe es getroffen. Sein Geist lebte hier. Er … er meldete sich. Er faszinierte mich. Ich nahm Kontakt auf, aber er war stark. Viel stärker als ich. Der alte Magier war nicht tot, nein, er besaß die Kraft der Hölle und übernahm mich. Ich wurde Mensch und Monster. Ich, Ampitius!« schrie er plötzlich, »bin das Schreckgespenst!«
Als hätten ihm die Worte noch einmal Kraft gegeben, so wuchtete er sich mit einem einzigen Sprung vor uns in die Höhe. Es sah so aus, als wollte er uns an den Kragen.
»Mensch und Monster!« schrie er – und brach zusammen.
Die Kraft der Peitsche hatte seine Existenz gelöscht. Zurück blieb das allmähliche Verfaulen des Monsterkörpers, das Abfallen der schwarzen Krallen und ein toter Mensch, der einmal als Arzt vielen Patienten

hatte helfen wollen.
Ihm half jetzt niemand. Die Legende vom Schreckgespenst hatten wir gelöscht.
Und darüber waren wir froh!

***

Florence Denning lebte!
Das Schreckgespenst hatte es nicht geschafft, ein letztes Opfer zu bekommen.
Möglicherweise war die Reporterin auch durch die Zwangsjacke gerettet worden, deren dicker Stoff doch einiges abgehalten hatte.
Ihre Wunden bluteten zwar, waren aber nicht allzu tief.
Suko hatte bereits den Notarztwagen alarmiert. Ich saß, obwohl ich zuletzt nicht viel getan hatte, ziemlich erschöpft in einem Sessel und starrte gegen den Vorhang.
Als ich den Kopf schüttelte, fragte Suko. »Was hast du, John?«
»Verdammt«, erwiderte ich. »Man lernt nicht aus. Da denkt man, alles schon erlebt zu haben, dann kommt so etwas. Ein Arzt, der gleichzeitig Mensch und Bestie ist.«
»Ja, wer hätte das gedacht?« sagte auch Suko. »Hattest du ihn denn in einem direkten Verdacht?«
»Sicher, aber ich nahm an, daß er der Chef des Schreckgespenstes gewesen ist.«
»Irren ist eben menschlich.«
Suko hatte nicht nur den Notarzt alarmiert, auch Sir Wilfried und Sir James Bescheid gegeben, die kurz nach dem Arzt und seinen Helfern eintrafen.
Die beiden Gentlemen staunten nicht schlecht, als sie uns sahen und auch hörten, was wir erlebt hatten. Sie schauten sich die Überreste des Schreckgespenstes an. Sir Wilfried schüttelte den Kopf.
»Man sollte es kaum für möglich halten. Dabei dachte ich, daß alles nur eine Legende war.«
»Manchmal entwickeln sich Legenden eben zu bösen Tatsachen«, erwiderte ich und regte mich plötzlich auf. »Verdammt, kann mich denn keiner von dieser blöden Zwangsjacke befreien. Der Reißverschluß befindet sich auf dem Rücken. Ihr braucht nur den Haken zu lösen und ihn nach unten zu ziehen.«
Da ich Suko bei diesen Worten angeschaut hatte, fühlte er sich angesprochen. Sein Gesicht machte mich stutzig.
»Was ist denn?«
»Wenn ich ehrlich sein soll, John, gefällst du mir so ganz gut. Ein Geisterjäger in einer Zwangsjacke. Wo hat es so etwas schon mal gegeben? Ich kann mich daran nicht erinnern. Was meinen Sie, Sir James?«

Unser Chef nickte. »Das ist schon außergewöhnlich. Ich finde, wir sollten John befreien, aber zuvor noch eine Aufnahme schießen, damit er sich jederzeit an dieses außergewöhnliche Kleidungsstück erinnert…«

ENDE